Reichselternwarte



Isochrom-Aufnahme
Einsenderin: Agfa

Heft 2 1935
Juli – Heuert
Erscheint in Berlin
monatlich

Inhalts-Übersicht

Aufruf!

Die Schule der deutschen Eltern

Damit meine ich nicht eine Schule, in die Ihr Eltern noch einmal hineingehen sollt; und doch soll es Eure Schule sein. Wie soll das zugehen?

Vor einigen Wochen ist der ganz besonders wichtige Erlaß des Herrn Reichserziehungsministers Rust über die Schülerauslese erschienen. Er regelt den Zugang und den Aufstieg der Schüler und Schülerinnen zu den höheren Schulen.

Die Führerschaft eines Volkes muß immer die bessere und umfassendere Bildung haben, wenn der Staat zu kulturellen und wirtschaftlichen Höchstleistungen kommen soll. Deutschland hat in seinem Existenzkampf mehr als jeder andere Staat diese Höchstleistungen notwendig.

Der Erwerb höherer Bildung war aber bisher in Deutschland fast immer von der wirtschaftlichen Kraft der Eltern abhängig, die ja das Schulgeld ganz oder zum größten Teil für ihre Kinder aufzubringen hatten, wozu sie noch erhebliche Kosten für Bücher und Lernmittel und später auch für auswärtigen Aufenthalt tragen mußten. Dadurch blieb manche hervorragende Begabung vom Aufstieg ausgeschlossen. Das ist darum besonders zu bedauern, weil nicht immer mit Besitz auch die charakterliche Eignung zum Führer verbunden ist. Zwar geben wir uns nicht der Täuschung hin, als seien nun aus den wirtschaftlich schwachen Volksschichten beliebig viele Führer auszulesen. Körperlich, charakterlich und geistig geeignete Begabungen sind von der Natur aus auf alle Volksschichten verteilt.

Es liegt nun im dringendsten Interesse des Staates, daß gerade die Tüchtigsten zu Führern herangebildet werden. Es darf nicht vorkommen, daß hervorragend Geeignete nur darum nicht in Führerstellen des Staates, der Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst aufrücken können, weil den Eltern solcher heranwachsenden Staatsbürger die Geldmittel für die notwendige Ausbildung fehlen. Der Staat wird dadurch in seiner Leistungsfähigkeit herabgemindert. Darum muß er auch dafür Sorge tragen, daß Ausbildung und Aufstieg in besonderen Fällen vom Besitz unabhängig ist.

Dieser Grundsatz ist im Rust'schen Ausleseerlaß deutlich zum Ausdruck gebracht.

Wir Eltern können und wollen hier auch helfen, weil wir das Verantwortlichkeitsgefühl für die Leistungsfähigkeit des Gesamtvolkes und Staates auf allen Lebensgebieten verspüren.

Ich rufe Euch darum zu einem großen Werk auf. Wir wollen eine Schule bauen und unterhalten (dem Staate soll sie gehören), in die nur Schüler aufgenommen werden, die sowohl nach der körperlichen (erbgesundheitlichen und rassischen) als auch nach der charakterlichen und geistigen Seite hin zu guten Hoffnungen berechtigen, deren Eltern aber nicht in der Lage sind, die Kosten für eine weitergehende Bildung ihrer Kinder zu tragen. Wenn nötig, sollen die Schüler ganz kostenfrei dort unterrichtet, erzogen und unterhalten werden.

Das nationalsozialistische Deutschland hat gewaltige Aufgaben von viel größerem Ausmaß durch den Einsatz seines Willens und seiner Kraft gelöst. Eine edle und wichtige Aufgabe ist hier der Elternschaft gestellt. Sie kann sie bewältigen, und ich habe die feste Zuversicht, daß nicht ein Jahr hingehen wird, bis das Werk vollendet ist.

Führende Männer aus Bewegung und Staat sind bereits für die Durchführung des Planes gewonnen.

In der nächsten Nummer der „Reichselternwarte" wird das Vorhaben weiter erläutert. Alle Bezieher der „Reichselternwarte" bauen von vornherein an dieser Schule mit, weil ein bestimmter Teil der Bezugsgebühr unserer Zeitschrift für den Bau der

„Schule der deutschen Eltern"

bestimmt ist.

Heinrich Siekmeier,
Regierungsdirektor in Koblenz
Herausgeber der „Reichselternwarte"

Heft 2 + Juli + Heuert 1935

Reichselternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †

Herausgegeben in Verbindung mit dem N. S.-Lehrer-Bund durch Heinrich Siekmeier

Die Zerstörung der Familie würde das Ende jedes höheren Menschentums bedeuten. So groß die Tätigkeitsbereiche der Frau gezogen werden können, so muß doch das letzte Ziel einer wahrhaft organischen und logischen Entwicklung immer wieder in der Bildung der Familie liegen. Sie ist die kleinste aber wertvollste Einheit im Aufbau des Staatsgefüges. Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann. Das Kind aber adelt die Mutter.

Adolf Hitler

Die Familie als Hort des Gemeinsinnes

Von Heinrich Siekmeier

Das vergangene Jahrhundert hatte sich an das Ich verloren. Alle das Ich beschränkende Autoritäten wurden gestürzt oder doch angezweifelt und untergraben. Den Staat mit seinen Gesetzen und Verordnungen, die Religion mit ihrem gemeinschaftlichen Kult und Glauben, die Volkssitte und das Brauchtum lehnte man als Fesseln der freien Persönlichkeit ab. Da konnte auch die Familie in ihrem Bestand nicht verschont bleiben. Ja, nach dem Willen der ichsüchtigen Materialisten mußte gerade sie als das stärkste Bollwerk des Gemeinsinnes zerstört werden.

Das Ergebnis der selbstsüchtigen Verselbständigung der vielen unantastbaren „Persönlichkeiten" war der Kampf aller gegen alle. Aus der Ich-Freudigkeit wurde die Ich-Qual. Und als der Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" zum höchsten Staatsgesetz erhoben wurde, kam eine Erlösung über das deutsche Volk.

Es wird noch eine große aber auch schwere Erziehungsaufgabe des neuen Staates sein, die Volksgenossen von der Ichgesinnung zum Gemeinsinn zu führen. Hierbei fällt der Familie ein bedeutsames Stück der zu leistenden Arbeit zu. Der Wert der Familie im Aufbau des Staates ist wieder erkannt. Zu ihrer Gründung, ihrem Schutz und Bestand sind bedeutsame Verordnungen erlassen. Aber weil der Staat nicht allein durch Verordnungen und Gesetze, durch Aufklärung und Schaffung von Einsicht die Familiengesinnung und den Familienwillen hervorbringen kann, müssen wir Eltern von uns aus mithelfen und mitbauen.

Von vornherein sei gesagt, daß echte Familiengesinnung nur durch ein rechtes Familienleben geschaffen wird.

Es gibt ernsthafte Menschen, die sehr viel vom Wert der Familie sagen, deren Anschauung wir aber doch zurückweisen müssen. Sie betrachten die Familie lediglich als die natürliche Einrichtung im Leben und in der Organisation des Volkes, die der Fortpflanzung dient. Höchstenfalls gesteht man ihr noch zu, daß sie Ort für die Erziehung der Mädchen zur Hausfrau und Mutter sei. Hier sieht man zwar eine wesentliche Aufgabe der Familie, erkennt aber bei weitem nicht ihre Bedeutung für die Bildung einer echten Staatsgesinnung und Gesittung. Im Familiensinn haben die Gemeinschaftsgesinnung des Staates und die Staatssitte ihre tiefsten Wurzeln.

Wenn auch die Familie und das Haus recht das Gesicht der Mutter tragen, so ist doch gerade auch in ihnen die Stätte, wo Mannestugend geübt werden muß. Die Staatsgesinnung des Mannes findet ihre Krönung in der Einsatzbereitschaft, im Opfer, schließlich in der Selbsthingabe für das Gesamtwohl. Die Vorstufe der bedingungslosen Verbundenheit mit den Volksgenossen ist aber die Hingabe an die im Blut zunächst Verbundenen. Die väterliche Hingabe an die Familie erfordert Mühe, Arbeit, Opfer. Sie muß eine Gesamtverantwortlichkeit sein, wie sie ins Große übertragen von jedem wehr- und arbeitsfähigen Mann im Staate erwartet wird.

Viel mehr, als es in der äußeren Repräsentation des Staates wohl zum Ausdruck kommt, hängt die Bildung des Gemeinsinnes seiner Bürger, der in Notzeiten ja höchsten Anforderungen standhalten muß, davon ab, daß sie im täglichen Leben stets gewohnt und geübt sind, den Willen des Ich einem Gesamtwillen unterzuordnen. Liebe und Strenge elterlicher Anordnung sorgen von frühester Kindheit an dafür, daß das Wohl des einzelnen Familiengliedes, — worauf man auch bedacht ist, — das Gesamtwohl der Familiengemeinschaft nicht gefährdet. Der so entstehende Wille der Familieneinheit ist nicht gleich mit dem Willen der Einzelnen und doch trägt er in schicksalhafter Verbundenheit die Verantwortung für das Ganze wie auch für den Einzelnen.

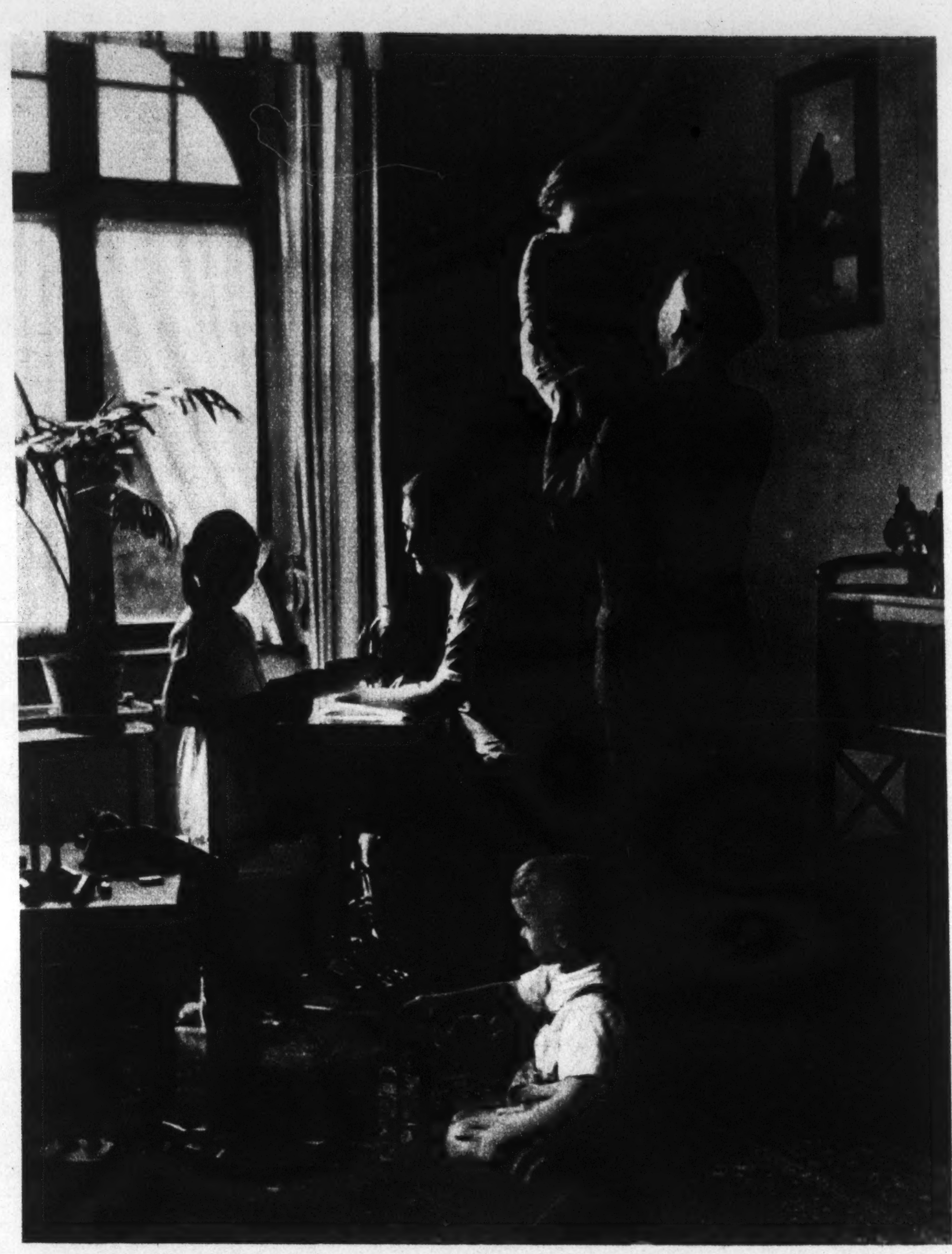
Ganz so wie später im Leben, wo jeder an seinem Platz seine ihm zugewiesene Arbeit im Staate zu erledigen hat, findet auch schon in der Familie eine Verteilung der Gesamtaufgabe in verschiedene, den Einzelnen zufallende Leistungen statt. Soll das Wohl der Familieneinheit gewahrt werden, müssen sich die Glieder gesellen zur Gemeinsamkeit. Der Selbstsinn muß bekämpft werden. Das gilt sowohl von Erwachsenen, von Vater und Mutter, wie auch von den Kindern.

Wer das Gesetz des Dienens und der Hingabe für eine Gemeinschaft, den Trieb der Gesellung, und die Verantwortung für ein Gemeinwohl nicht von frühester Kindheit an geübt und gelernt hat, der wird es später nie mehr lernen. Wer die Liebe der Mutter nicht erfahren hat, geht kalt durch das ganze Leben. Nicht zuletzt ist es die Liebe, die auch im Staatsleben letzter Motor für ein verantwortungsvolles Handeln ist. In einer rechten Familie hört die Liebe nicht auf. Vater und Mutter müssen letztlich immer bereit sein zum Sterben, um zu leben, um über sich selbst hinaus Leben zu erhalten.

Mit dieser Gesinnung allein kann man auch den Staat bauen und erhalten. Darum muß der Staat darüber wachen, daß der Familiensinn nicht zerstört wird. Wir wissen, daß das heute seine erste Sorge ist. Die Erlasse des Reichserziehungsministers und des Reichsjugendführers geben diesem Willen klar Ausdruck durch die Einrichtung des Staatsjugendtages, damit insbesondere der Sonntag der Tag der Familie sei.

Der Familiensinn, die Freude und der Wille zu rechtem Familienleben sind nicht selten in den Familien selbst schwach geworden. Darum gilt es wohl zu überlegen, sie wieder zu wecken und zu beleben. Wäre eine Zurückführung aller Volksgenossen in bäuerliche Verhältnisse möglich, so wäre damit auch die Familie in ihrer eigentlichen Wesensgestalt gesichert. Der Tag und die Arbeit des Bauern können

Auch in der Familie kommt die Kraft durch die Freude



Aufnahme Ahrens

nur in völliger Aufeinanderbezogenheit der Familienglieder vollbracht werden. In der Auflockerung der Städte durch Siedlung werden wir durch Verbindung der Bevölkerung mit einem Stück Boden, der Arbeit und Pflege erfordert, viel für die Neubildung des Familiensinns tun. Aber auch in den Städten, überall, muß er wieder lebendig werden. Immer wird die Aufteilung und Uebernahme von Pflichten im Dienst einer Gesamtaufgabe Freude und Willen zum Vollführen hervorbringen. Da ist aber der Kernpunkt aller Familien- und Staatsgesinnung: freudiger Dienst am Ganzen.

„Kraft kommt auch in die Familie durch Freude." Darum sei kurz auch noch über die Pflege des Familiensinns durch die Familienfreuden gesprochen. Sommer- und Winterabende sollen häufig zum Gemeinschaftsspiel vereinigen, sei es am Familientisch oder auf der Wiese im Garten. Ob man das Brettspiel wählt oder ein einfaches Karten- oder Quartettspiel, ob es um Gewinne oder um Pfänder geht, um etwas Nachdenkliches oder Scherzhaftes, immer wird durch das Spiel die Gemeinschaft gebildet.

In die Familie gehört dann das Vorlesen. Hin und wieder halte man es so, daß das Kind liest und alle ihm zuhören. Das spornt an.

Vor allem aber wird im Familienkreise musiziert und gesungen. Es geht dabei nicht um Virtuosenkunst. Auch in der Wahl der Instrumente soll man nicht allzuviele Bedenken haben: Geige, Flöte, Guitarre und auch die Ziehharmonika sind zu verwenden. Die Schule kann helfend entgegenkommen, indem auch sie Instrumentalmusik in ihre Arbeit beim Gesang- und Turnunterricht hineinnimmt.

Gerade im Musizieren wird die Familie über ihren eigenen Rahmen hinaus wachsen, es werden sich Freunde und Bekannte zusammenschließen. Damit wird geholfen, daß sie nicht im Familienegoismus erstarrt. Familien gehören auch im umfassenden Verbande zusammen, wo sie sich mit anderen Staatseinrichtungen als Staatszellen sehen und erleben. So kommen wir im Gebiete der Erziehung ganz natürlich zur Schulgemeinde, wo Schule, Jugendbund und Haus, Klasse, Fähnlein und Familie zusammenstehen, sorgend um Deutschland und seine Jugend.

Das ist heute ganz anders als früher . . .

Betrachtungen über die Arbeit der Schulneulinge / Von Wilhelm Kircher, Winningen

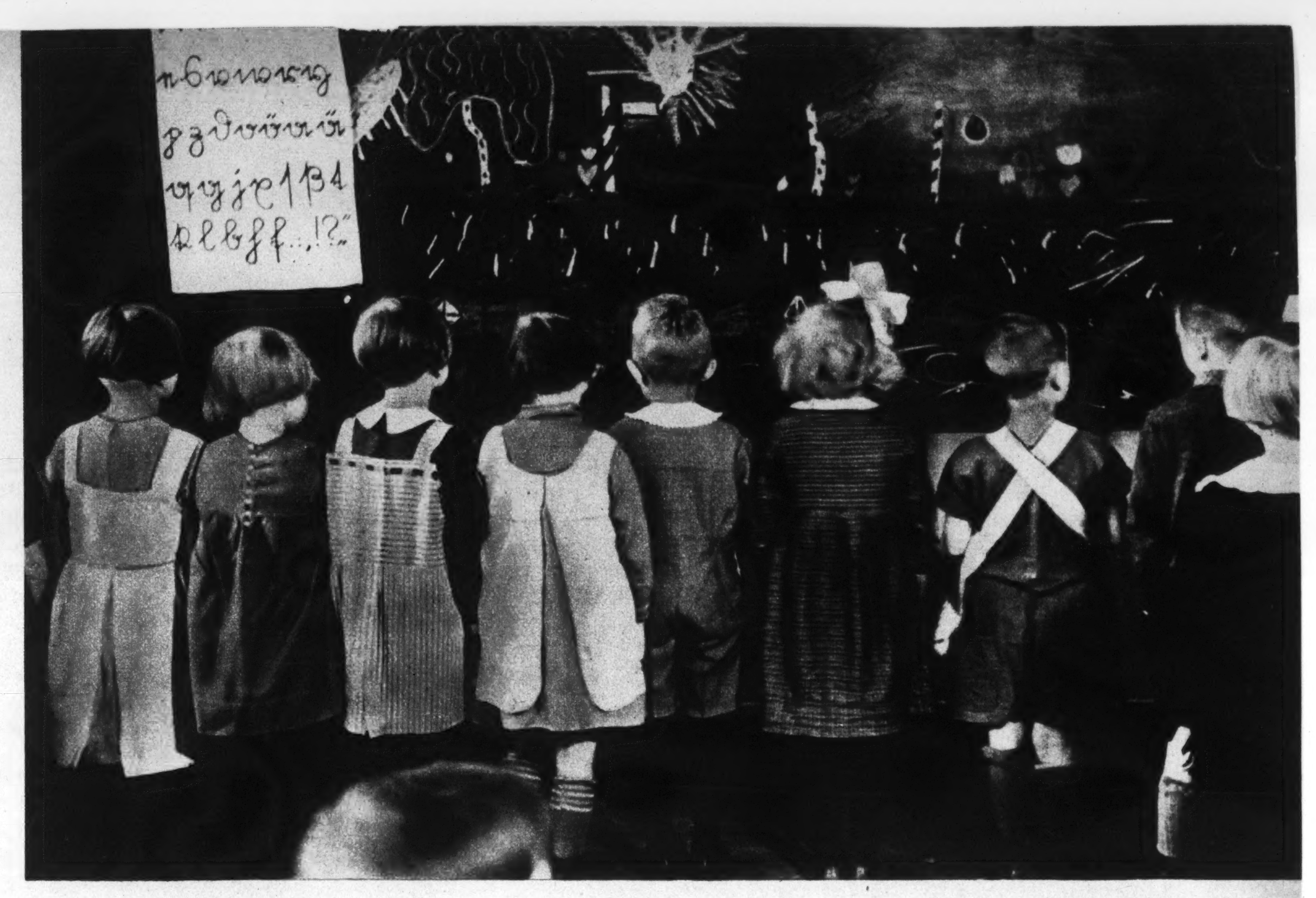
Die Freude der Eltern ist groß, wenn der kleine Schulrekrut mit strahlenden Augen heimkommt und, den Ranzen noch auf dem Buckel, erzählt von seinen Arbeiten in der Schule! „Mutti, wir können schon . ." Und dann zählt er auf, was er schon lesen und rechnen und schreiben und singen kann und, daß er im Schulgarten ein Beet habe . . . und überhaupt, „der Lehrer hat gesagt, die Mütter dürften einmal mit in die Schule kommen und sich das alles ansehen!"

Die Schulherrlichkeiten eines Neulings sind eben nicht mehr alle in einem Ranzen unterzubringen: Fibel, Tafel, Griffel und Rechenbuch tun es nicht mehr. „Das ist alles ganz anders als früher," sagen da die Eltern und denken an das Auf, Ab, Auf, Ab ihres Griffels, an den ungeduldigen Vater, der die Uebungen überwachte daheim, an den gestrengen Herrn Lehrer, der im Klassenzimmer drillte. Im Klassenzimmer hingen alle diese Buchstaben auf grauem Karton und geisterten unheimlich in die Bankreihen. Auf diesen Bänken lagen die Hände mäuschenstill, wenn sie nicht gerade am Griffel zitterten oder wenn die Finger nicht gerade abzählten in einer schmerzlichen Rechenstunde.

Wie stolz ist ein so kleiner Mann, wenn er etwas kann. Deshalb geht er ja in die Schule. Die eifrigsten Bemühungen ganzer Lehrergenerationen haben ihm Lernen und Ueben zur Freude gemacht. Er braucht nicht mehr untätig zu sitzen und abermals zu sitzen und graue Wände anzugucken. Freundliche Farben, farbenfrohe Bilder, Blumen und Aquarien beleben seinen Arbeitseifer. Er will nicht mit dem Hirn allein arbeiten, er mag nicht verkopfen. Er will etwas Neues im wahrsten Sinne „begreifen!" Darum muß etwas da sein, was sich anfassen läßt, was sich formen läßt. Wenn es gut geht, hat jeder Arbeitsplatz in der Klasse eine besondere Schublade, die das Lernmaterial bewahrt: Plastilin, Stäbchen, Bilder, Buchstabenspiele, Rechenklötzchen, Buntpapier. Was läßt sich daraus nicht alles machen! Die Buntstifte zaubern ein Märchen aufs Papier, die Gestalten sollen lebendig werden, die Kleinen sollen es selbst sein, sie treten heraus aus Tischen oder Bänken und formieren sich zum Singspiel: einer hat einen langen richtigen Bart an, als ob er wahrhaftig ein Zwerg wäre. Ein anderer zählt die Zwerge in einem Abzählreim — und nachher zählen alle mit Stäbchen oder Klötzchen, die die Zwerge bedeuten. Auf bunten Zetteln stehen Worte, auf anderen Bilder, die man vom Märchen her kennt. Worte und Bilder sollen zusammen.



Wie schreibt man ein „o"? — Aufnahme Atlantic-Photo



Ob sie das bald nachmachen können?

Aufnahme A. Schersch

gefügt werden, das geschieht wie beim Lotto oder beim Domino. Dann ist da ein neues Spiel: Wort zu Wort ohne Bild, schon etwas schwieriger, aber die Wortbilder sind vertraut, sie sind ja auch nicht festgenagelt in den unbeweglichen Zeilenverband einer Fibelseite, nein, sie sind beweglich wie die Jungen selbst und auch neckisch wie sie, man kann einen richtigen „Umgang" mit ihnen pflegen. Und dann die Silbenspiele, die Buchstabenspiele, die großen und die kleinen Buchstaben! Weh, wenn sie einmal durcheinanderpurzeln und nicht in den ihnen zugewiesenen Plätzen des Lesekastens bleiben wollen. Aber welche Leistungsfreude, wenn sie sich dem Willen des Lehrmeisters fügen, Zeichen für Zeichen, Silbe für Silbe, Wort für Wort zu einem Sinnganzen, zu dem man dann auch noch ein Buntbild machen kann, das man selber vorher gesungen und getanzt und gerechnet hat. So geht das Lesen und das Rechnen und das Malen und das Schreiben nicht ein wie eine bittere Medizin, es geht ein durch alle Fasern des kleinen Leibes, wird Fleisch und Blut, wird Leistung und Freude.

An der Wand ist eine Kupfenleiste gespannt: dort hängen die besten Zeichnungen: kühne Strichelungen, ebenso kühne Farbzusammenstellungen. Darunter steht ein Tisch oder eine Borte, darauf finden alle die Gestalten Platz, die die kleinen Hände aus Ton geformt haben, Kunstwerke Einzelner oder kleiner Gruppen, etwa einer Tischgemeinschaft oder einer Freundschaft. In den „ernsten" Stunden wird gerechnet mit Würfeln und Bildrechenspielen. Die Industrie hat viele solche Spiele schon in den Handel gebracht, die Lehrer sind unermüdlich in immer neuen Erfindungen, und die Kinder selber helfen mit. Es gibt Klassen, da hat jedes Kind sein besonderes Arbeitsmaterial und kann in seinem, ihm von seiner Natur und Veranlagung vorgeschriebenem Tempo die einzelnen Rechenschritte machen, beraten und überwacht vom Lehrer, gefördert vom kleinen helfenden Freund, der schon früh begreifen lernt, daß man ein Können nicht besitzt, um schadenfroh über andere zu triumphieren, sondern daß Können verpflichtet, dem Schwachen zu helfen ohne Zeichen der Ueberheblichkeit.

Man hat viel nachgedacht über die Gestaltung des Anfangsunterrichts und insbesondere über die Berechtigung der Lernspiele. Man hat das Wort geprägt vom spielenden Lernen. Es ist dies etwas anderes als spielerisches Lernen. Die Welt des vorschulpflichtigen Kindes ist das Spiel, das erste Schuljahr, und da namentlich die ersten Wochen sind eine Vermittlungsstufe von der reinen Spielhaltung zu dem, was man in späteren Jahren „Schularbeit" nennt. Durch die Spiele sollen die Kinder nicht lernen, wie man spielt, dazu ist die Schule nicht da, sondern sie sollen lernen, wie man lernt. Allmählich steigern sich die Schwierigkeiten, der leitende Lehrer kennt ihre Aufeinanderfolge. Die Schulfreude der ersten Wochen soll nicht verzärteln und freudebegierig machen, das würde sich bitter rächen und kann nicht der Sinn einer Schule sein, die helfen soll, ein hartes Geschlecht zu erziehen. Aber alles echte Schaffen, auch wenn es unüberwindliche Schwierigkeiten hat, wird vom rechten Deutschen geleistet mit innerer Freude. Wenn es wahr ist, daß die ersten Kindheitseindrücke entscheidend sind fürs ganze Leben, so ist es auch wahr, daß die Art der ersten Begegnung mit einer arbeitenden Gemeinschaft, wie sie im ersten Schuljahr stattfindet, entscheidend sein kann für das Arbeitsethos und die Arbeitsfreude einer Generation.

Elternsorgen um Schularbeiten

Von A. Holz

„Wenn ich mich auch noch um die Schularbeiten meiner Kinder kümmern sollte, dann wüßte ich überhaupt nicht mehr, woher die Zeit nehmen, alles recht zu machen. Sie sollen damit nur selber fertig werden. Wenn sie nachlässig sind, dann kriegen sie in der Schule schon ihre Strafe."

„Ich mache jeden Tag mit meinen beiden Kindern die Hausaufgaben. Die Zeit dafür muß ich mir schon nehmen. Sie brauchen mich einfach dazu, und es macht uns auch allen Spaß."

Das sind zwei Aussprüche, denen wir in den meisten Fällen begegnen. Beide sind aber ein Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll.

„Sind denn die häuslichen Schularbeiten überhaupt nötig?" hören wir eine andere Mutter fragen, die viel lieber sähe, daß ihr die Kinder in der Hauswirtschaft und im Garten hülfen.

In recht vielen Fällen sind sich die Eltern nicht recht klar über den Wert und die Nötigkeit der Hausaufgaben. Während sie von einem Teil als gänzlich überflüssig gehalten werden, glaubt ein anderer Teil, sie seien nur dazu da, um die Kinder im Sinne der Schule auch noch zu Hause zu beschäftigen. Solche Fehlmeinungen konnten sich nur ergeben, weil nicht wenig Mißbrauch mit diesen häuslichen Lernaufgaben getrieben wurde, zum andern aber, weil das Elternhaus in seinen eigenen Obliegenheiten und Sorgen sich kaum um die Schule kümmerte.

Nicht zuletzt sind es nämlich erzieherische Beweggründe, die Hausaufgaben erforderlich machen. Einmal sollen die Kinder lernen, Pflichten zu übernehmen, ganz besonders aber die Kinder, denen in der Schule alles „nur so zufliegt" und die darum meinen, für sie seien die Hausaufgaben nicht notwendig. Eine Meinung, der nur zu viele Eltern beitreten. Gerade diese begabten Kinder müssen mit Ernst angehalten werden, tagtäglich ihr bestimmtes Pensum zu erledigen, denn nur dadurch gewöhnen sie sich an die Pflichterfüllung, die das Leben später rücksichtslos von jedem verlangt. Zum andern will die Schule in ihren Unterrichtsstunden das Begriffliche übermitteln, wobei es dem Hausfleiße überlassen bleiben muß, dies zu festigen, sei es nun durch Auswendiglernen, Uebung des Durchgenommenen oder Ueberdenken des Gehörten.

So wirkt die Schule über ihre vier Wände hinaus und schafft auch eine Verbindung mit den Eltern, die gerade in unserem heutigen Staate wieder an Bedeutung gewinnt.

Für die Mitwirkung der Eltern an Schulaufgaben lassen sich keine allgemein gültigen Lebensregeln aufstellen als die eine: Laßt den Kindern ihre Selbständigkeit und behandelt sie in ihren häuslichen Schulpflichten so wie in ihren hauswirtschaftlichen. Die Kinder wollen das, was ihnen im Hause vorgemacht wird, nachmachen, mit wie viel oder mit wie wenig Geschick, bleibt sich gleich, denn erst die Uebung macht den Meister. Dadurch bleibt den Kindern die ihnen eigene natürliche Arbeitsfreudigkeit, die man aber bestimmt in ihnen lähmt, wenn elterliche Ungeduld sofort dazu schreitet, die Arbeit selbst zu verrichten, auf die sich das Kind wirklich gefreut hat.

Dasselbe gilt bei Hausarbeiten, die für die Schule erforderlich werden.

Ist es nicht so, daß Kinder in der ersten Zeit nach Hause stürmen in lebendiger, tatenfreudiger Ungeduld: „Mutter, ich hab' was auf!" Und ehe noch ans Mittagessen gedacht wird, beginnt der Arbeitseifer zu wirken. Das ist gut so, und mit einiger Ueberredung läßt sich der Knirps bewegen, sein Mittagbrot zu verzehren. Dann ist er schon etwas ruhiger geworden. Nun aber los! Um so eher, wenn der Unterricht mit einer Turn- oder Gesangstunde, mit einer Bastel- oder Handarbeitsstunde geschlossen hatte. Die erste Lust und Freude ist die beste. Von Anfang an darf sich die Mutter aber nicht aufdrängen wollen:

„Zeig mir, was hast du auf?" Die Kinder kommen schon von selber. Der schwerste Fehler aber ist es, wenn altklug in die Arbeit hineinkorrigiert wird. Zum Teil ist sogar die frühere Lernweise veraltet, wodurch die Eltern sich oft nicht mehr zurechtfinden. Da kennen die wenigsten die Sütterlinschrift, können überhaupt kaum noch die deutsche Schrift, der Rechenansatz ist anders und vieles mehr, was sich im Laufe der Zeit im Schulwesen verändert hat.

„Das macht ihr so? Wir haben das früher in unserer Schule so gemacht!" Solche wohlgemeinten Aussprüche verwirren die Kinder nur, die nun nicht wissen, was da richtig ist. Galten doch die Eltern bisher als Autorität, der man alles glaubte, und nun kommt der Zwiespalt. Kaum bemerkt, frißt er sich weiter und trägt Mißverhältnisse in die Kinderseele, die nun zwischen Schule und Elternhaus schwankt und nun nicht weiß, wem es folgen soll.

„Mutter, ich hab' einen Aufsatz auf und weiß nicht, was ich schreiben soll", klagt Marianne.

„Was sollt ihr denn schreiben?"

„Wie ich meinen letzten Geburtstag verlebt habe."

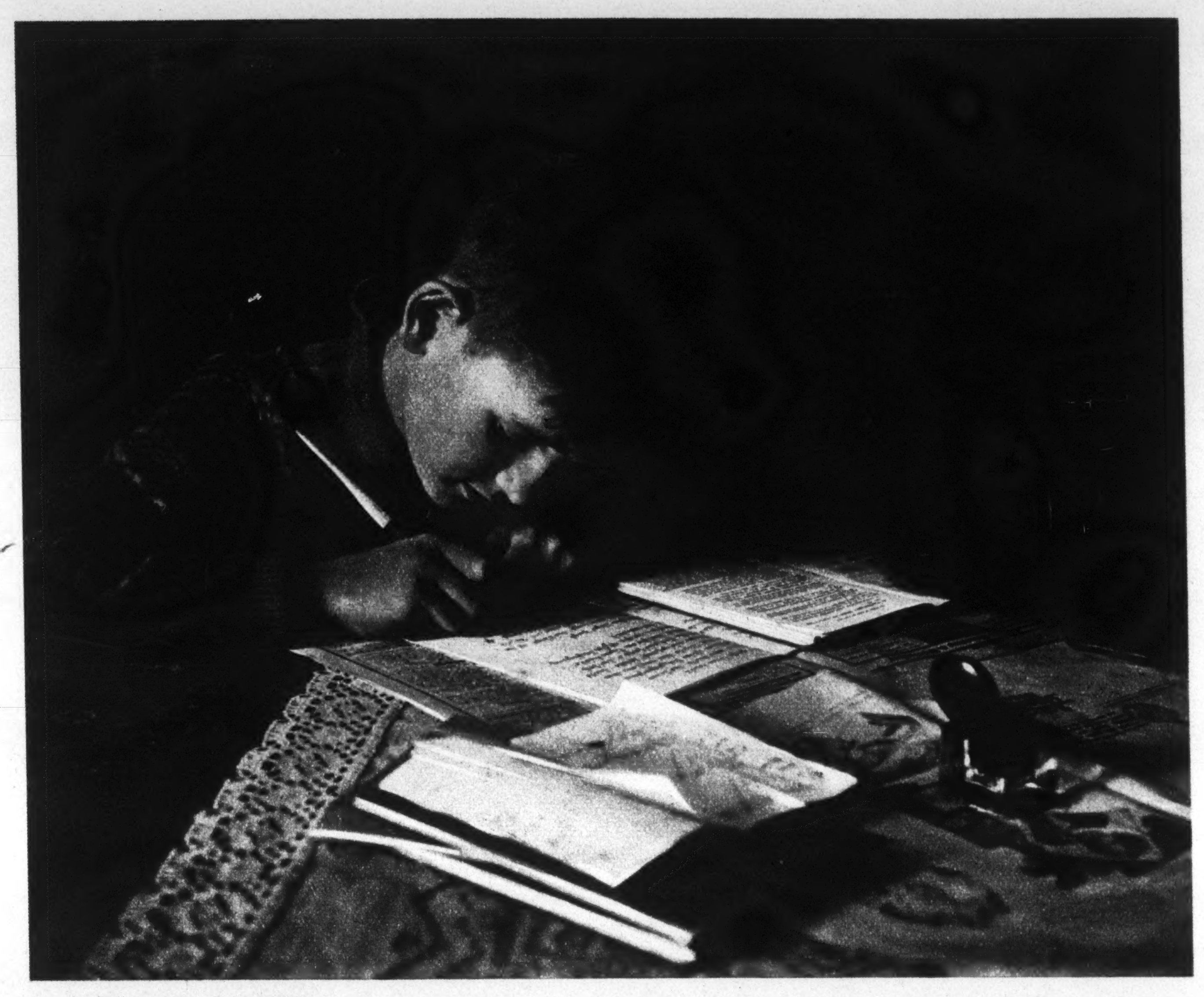
Einen Augenblick überdenkt die Mutter die Sorge ihrer Tochter, dann meint sie, ganz in der Anschauung ihrer einstigen Schulzeit: „Das ist doch nicht so schlimm, Mariannchen, du mußt dir zuerst einmal eine Disposition machen . . ."

Hier unterbricht die Tochter sie schon. „Weißt du was, Mutter? Ich werde alles so aufschreiben, wie ich es noch im Gedächtnis habe und wie ich es erzählen würde. Ganz ohne Disposition und strengen Aufbau. Weißt du, einfach so hin, wie es mir gerade in den Mund kommt."

„Um Gottes Willen", wehrt die Mutter erschreckt ab, „so kannst du doch keinen Aufsatz schreiben! Das gäbe doch nie und nimmer einen richtigen Aufsatz."

Aber Marianne läßt sich nicht beirren und schreibt frisch und lebendig, ehrlich und wahr: „Wie ich meinen letzten Geburtstag erlebt habe." Und er findet die Anerkennung der Lehrerin.

Nicht aber die der Mutter. Der ist hier irgendwie



Vor dem Spiel die Pflicht

Aufnahme Fritz Eschen (Mauritius)

eine Form vorstellig, die abweicht von dem gesprochenen Wort. Geradeso, wie es in den allermeisten Briefen der Erwachsenen der Fall ist, gilt das besonders vom Aufsatz, der in seiner überlebten Form stilisiert, phrasenhaft, pathetisch und nicht selten in dem Bestreben, der Inhalt muß schön sein, verlogen war. So kam es, daß der Aufsatz neben dem Leben stand, nicht aber aus dem Leben sprudelte. Da heißt es, erst selbst wieder den gesunden natürlichen Sinn aus dem Wust zeitverschwendender „Bildung" herauszufühlen, um wieder zum Leben zurückzukommen, und wohl dem Kinde, das aus seiner natürlichen Welt heraus ein Erlebnis so schildert, wie es wahr ist, das sich nicht hinter einem Wust leerer Worte zu verstecken versucht. Dann kommt es blutwarm, lebendig heraus, dann hören wir die unbekümmerte Seele eines Kindes und nicht Worte eines Erwachsenen, mögen sie noch so formvollendet und „poetisch" sein, für das Kind sind sie verkrampft und hohl, weil sie nicht aus dem Erleben kommen. Laßt die Kinder ruhig mal etwas burschikos schreiben. Darin lernen wir sie besser kennen, als wenn sie sich schon so frühzeitig die Maske des geschraubten Stiles aneignen, den sie dann zeitlebens kaum mehr los werden.

Eines aber kann nicht stark genug betont werden: Eltern, die Hausaufgaben sollen von den Kindern und nicht von den Erwachsenen gemacht werden. Das ist eine der Grundforderungen, auf die kein Erzieher verzichten kann. Darum nicht ungeduldig werden, wenn das Kind schon einmal längere Zeit für seine Aufgaben benötigt, als uns Erwachsenen im Augenblick gerade lieb ist. Wenn ein Kind nicht von Natur aus „langweilig" ist, wird es sich alleine schon anspornen. Den „Langweiligen" aber, bitte, keine hohen und lohnenden Versprechungen machen! Damit weckt man keinen ernsten Eifer, sondern erzieht Egoisten.

Und das ist das beste Ergebnis der häuslichen Schulaufgaben: Die Kinder lernen vor allem, daß es kein Leben in süßem Nichtstun gibt, sondern daß ein jeder sein gerüttelt Maß von Pflichten übernehmen muß, und zum andern werten sie das in der Schule gewonnene aus. Wir Eltern aber bleiben mit ihnen in seelischer und geistiger Verbindung. Die Arbeit des Kindes zu Hause ist nämlich, weil sie ganz für sich und unbeeinflußt von der Gegenwart des Lehrers und der Mitschüler bleibt, ein treues Bekenntnis der Seele, das wir werten müssen als Schlüssel zur Erziehung. Darum nicht schroff und hart eingreifen, sondern leiten, immer nur leiten!

Adalbert Kolnau:

Kinderzeichnungen als Spiegel der Seele

Der kleine achtjährige Axel Martens brachte ein von ihm selbst in der Schule gemaltes Bild mit nach Hause, das er hocherfreut und mit begeisterten Augen seinen Eltern zeigte. Es sollte Dornröschen darstellen. Die Mutter mußte lächeln, als ihr der Kleine lebhaft sein Gemälde erklärte, aber der Vater, an die Gewissenhaftigkeit und Stilstrenge des Geschäftslebens gewöhnt, runzelte unwillig die Stirn. Er hielt solche, ihm nichtssagenden Zeichnungen für zwecklose Schmiererei, die ihn in seiner Absicht nur bestärkten, den Jungen von der Schule zu nehmen, um ihn in einer Privatschule unterzubringen, von der er annahm, daß sie „ernstere und zuverlässigere" Unterrichtsmethoden anwende.

Ein wenig enttäuscht trollte sich Axel davon. Die Mutter mochte von den Absichten ihres Mannes nichts wissen. „Du solltest nur einmal den Jungen hören, wie gern er in die Schule geht. Er kann gar nicht genug erzählen von der Freude, wie sie dort spielend ihre Aufgaben erfassen." „Das ist es ja eben", wandte ihr Mann ein, „meine Ansicht aber ist die, daß die Schule eben Schule sein soll. Da muß es straff hergehen und mit Ernst gearbeitet werden. Bei solchem Unterricht kommt meiner Meinung nach nichts heraus.



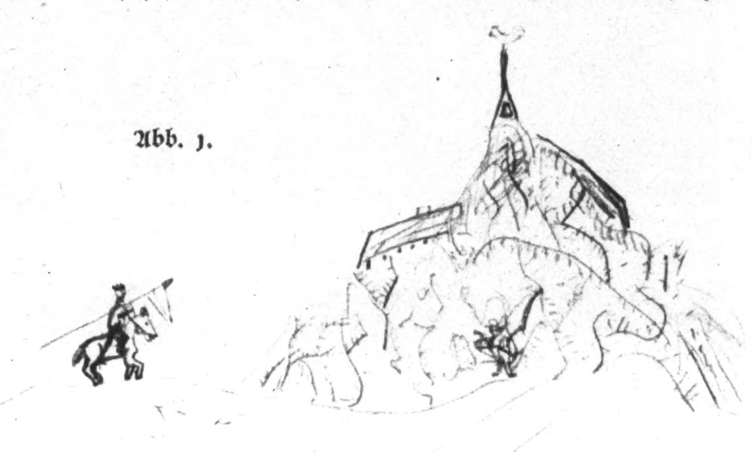
Abb. 2.

Wozu solche Bilder? Mag der Junge auch seinen Spaß daran haben, nützen sie ihm denn etwas? Ich muß versuchen, seinen Lehrer einmal kennenzulernen."

So geschah es. Am nächsten Tage schon saß er dem Lehrer seines Jungen gegenüber. Es war ein helles, offenes Gesicht, aus dem ihm frohgestimmte Augen entgegenblickten, das er vor sich sah. Der Lehrer war sichtlich erfreut, daß endlich wieder ein Vater seiner Schüler den Weg zu ihm fand, damit ein Band geknüpft werden konnte, von hüben nach drüben, von der Schule zum Elternhause.

„Ich glaube gern, Herr Martens, daß Ihnen diese Kinderzeichnungen zunächst etwas wie Zeitverschwendung erscheinen. Das ist es aber durchaus nicht. Gerade am Anfange eines neuen Schuljahres, wenn ich eine Klasse übernehme, deren Kinder ich möglichst rasch kennenlernen will, lasse ich anfangs viel zeichnen und malen. An diesen Zeichnungen lerne ich meine Schäfchen am besten kennen. Sie sind der Spiegel

Abb. 1.



ihres Wesens und ihrer Seele. Wie man die Erwachsenen aus ihren Schriftzügen erkennt, ihr Wesen, ihre Eigenschaften, Fehler und Vorzüge, so gibt es für Kinder kaum ein besseres Mittel, als aus ihren kindlichen Malereien dies alles abzulesen. Kinder stehen — darin ähneln sie den primitiven Völkern — viel unmittelbarer mit der Natur in Fühlung. Sie erfassen das Wesen der sie umgebenden Natur und bringen das Wesentliche davon ohne Nachdenken und Konstruieren mit einer Sicherheit zur Darstellung, die oft an das Schaffen großer Künstler erinnert und uns in Erstaunen setzen muß. Vielleicht darf ich





Abb. 3.

Ihnen dies an mehreren Beispielen erklären. Ihr Axel hat Ihnen gestern sicher das Dornröschenbild mitgebracht. Ich habe den Achtjährigen das Märchen erzählt und ihnen dann — ohne einen Strich an der Wandtafel zu malen — aufgegeben: So, nun malt einmal das von der Dornhecke umwachsene Königsschloß mit dem heranreitenden Prinzen, der das Dornröschen erlöst. Da hätten Sie die Jungen nur sehen sollen! Sofort ging mit Eifer die Arbeit los, und hier sehen Sie nun einige der gelungensten Bilder der Jungen. — Dieses Bild (1) halte ich für das tiefempfundenste. Es ist wirklich ein kleiner Künstler, der in dem Jungen steckt. Wie wunderbar hat er das von der hundertjährigen Dornenhecke vollständig eingesponnene Schloß dahingemalt! Im Gestachel hängt einer der unglücklichen Prinzen, die vergeblich ihr Glück versuchten. Und das prachtvoll ängstlich zurückdrängende Roß mit dem Prinzen, der mutvoll nach vorwärts strebt. Dieser Junge lebt ganz in Phantasien und Bildern. Er wird wohl schlecht in der Rechtschreibung sein, denn in seiner Phantasie ist jedes Wort richtig. Da ist es schon mit den beiden nächsten Bildern (2 und 3) etwas anders. Sie sind nicht so tief urwüchsig germanisch empfunden, sie zeigen uns als mehr „moderne" Künstler eine saubere Zeichnung, auch eine gewisse Eitelkeit, sie wollen gefallen. Aber dabei sind sie doch in ihrer Art kleine Kunstwerke."


Abb. 5.

Herrn Martens wollten sie sogar besser zusagen, als das erste. Er war nun wirklich sehr neugierig, wie der Lehrer das Bild seines Axel deuten würde, das er mitgebracht hatte (Bild 4).

„Sehen Sie", sagte der Lehrer, indem er es in die Hand nahm, „dies ist nun ein ganz anderer Charakter. Ein großer Künstler steckt in dem Axel nicht, vielleicht zu seinem Glücke! Ihm kommt es auf Peinlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit an. Er hat sich bei dem Bilde alles genau überlegt: Königsschloß! Da müssen große Gebäude vorhanden sein mit vielen Fenstern. Der Turm muß ein Wappen haben und eine Wendeltreppe. Das sieht man an der Stellung der Fenster. Im ganzen ist alles sauber, wie mit dem Lineal gezogen. In Axel steckt wohl ein kleiner Konstrukteur und zukünftiger Geschäftsmann."

Der Vater hörte das gern, aber er zeigte unschlüssig auf das verpfuschte Pferd, worauf der Lehrer lächelnd fortfuhr: „Ja, darauf darf man nicht so achten. Es sind eben doch Kinderzeichnungen. An den Bildern in den Höhlen der Urmenschen finden wir oft solche Fehler, freuen uns aber trotzdem an der frischen, natürlichen Ausdrucksweise. Sehen Sie doch einmal, wie prachtvoll lebendig dieser kleine Reitersmann heranstürmt! (Bild 5.) Das hat ebenfalls ein Achtjähriger gemacht!

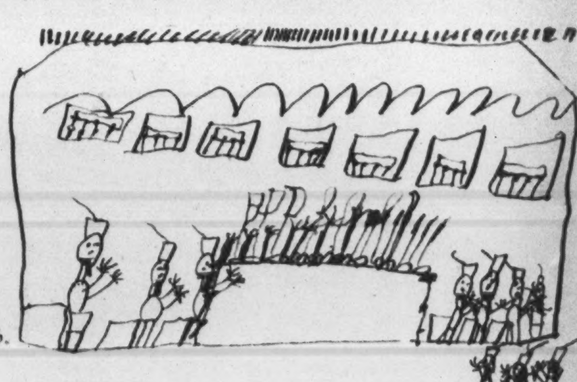
Abb. 4.


Nun gibt es auch Kinder, die alles in Farben sehen und in Regelmäßigkeit. Ihre Zeichnungen sind mehr der romanischen Formkunst verwandt als unserer germanischen Ausdruckskunst. Bei solchen Bildern fragt man sich, wer es dem Jungen in diesem Alter gesagt hat, daß grün und rot ebenso Gegenfarben sind wie blau und gelb? Es empfindet das einfach. So, wie ihm die Symetrie im Blute liegt.

Da habe ich hier zufällig ein Bild eines ganz Kleinen (Bild 6), eines aus dem ersten Schuljahre, das in mancher Beziehung an Axels Bild erinnert. Der Kleine ist völlig unkünstlerisch, dabei aber ein kleines Rechengenie: Alles muß bei ihm stimmen, die genaue Zahl der sieben Messer, Gabeln, Löffel, die fünf Finger an den Händen der sieben Zwerge, an jedem Bette die vier Beine, überall der Stutz auf der Mütze und der Bart der Zwerge. Das ist ein kostbares Bild und verrät den Charakter des Kleinen sofort.

Dieser Ausdruck der Seele der Kinder aus ihren Zeichnungen verschwindet, sobald sie reifer werden. Ich wünschte Ihnen, einmal Zeuge sein zu können, wenn ich dieselbe Aufgabe „Dornenschloß mit Prinz", sagen wir einmal, einer 1. Mädchenklasse stellte, in der die Kinder schon meist die Pubertätsstufe überschritten haben. Die würden bestimmt ganz hilflos dasitzen und fragen: Wie sollen wir denn das machen? Malen Sie es doch einmal bitte erst ein wenig an der Wandtafel vor. — Eine oder zwei der Geschickteren fingen dann schüchtern an, und die große Mehrzahl zeichnete und malte es diesen nach. Das sind die gleichen Kinder, die als Achtjährige solche Charakterbilder liefern. Woran das liegt? Diese großen Mädchen sind eben keine K i n d e r mehr, sie sind Halberwachsene, und für die sind ihre Zeichnungen nicht mehr der Spiegel ihrer Seelen."

Herr Martens war nachdenklich geworden. Man urteilt immer zu vorschnell, dachte er, als er sich vom Lehrer verabschiedete. Aber das Eine hatte er aus dieser Unterhaltung mitgenommen: die „Schmierereien" seines Jungen künftig mit anderen Augen zu sehen.


Abb. 6.



Von unseren kleinen Freunden

(2 Aufnahmen A. Schersch)



Georg W. Pijet:

Das Vergessene

Mit entsetzensstarren Blicken verfolgt der kleine, bedrückt dahockende Junge, wie Mutter die glatten Hefte und Bücher, das Federkästchen und die blinkende Tafel in der neuen, braunen Schulmappe verstaut und die Stullenbüchse füllt. Selbst die Süßigkeiten, die Mutter mit heimlich leuchtender Miene überall in die Ecken der Frühstückstasche schiebt, muntern den kleinen Mann keineswegs auf. Trotzig sitzt er vor seinem Frühstückskakao und zieht einen Flunsch, so daß seine Oberlippe bald bis zur Nasenspitze heraufreicht, und bockt.

„Ich geh nicht zur Schule;" kommt es grollend aus seinem Innern.

„Trink, mein Liebling," bittet die Mutter, aber das veranlaßt den Kleinen nur, einen eigensinnigen Ton anzuschlagen. Er ißt nicht und rührt auch seinen Kakao nicht an. Und als ihn Mutter nach tausend Bitten und Versprechungen endlich soweit hat, daß er zum Trinken ansetzen will, da hat sich über den Kakao eine Haut gezogen. Wieder ein Grund zum Trotz. Beschwichtigend seiht Mutter den Kakao durch und füllt ihn in eine neue Tasse. Brummig nippt er daran, setzt dann wieder ab: „Ich geh nicht zur Schule!"

Zu nichts hat Mutter soviel Ueberredungskunst aufbringen müssen, wie, um Heinz den Tornister auf den Rücken zu schnallen. Gleich einem jungen Pferde, dem man den ungewohnten Sattel auflegt, schüttelt sich der Kleine unter dieser ersten, drückenden Last. Und dann trabt er wie ein störrisches Eselein, von den Liebkosungen der Mutter angetrieben, auf diesem neuen Wege erster Pflicht davon. Mit zitternden, roten Backen und jammervollen Blicken läßt er sich in die Bank stecken, Mutter ist noch neben ihm — ganz dicht neben ihm. Er läßt ihre Hand nicht los. Fest krallt er sich darin. Aus seinen Augen schreit die Angst vor Lehrer und Jungen, die Angst vor seinem Alleinsein zwischen all den fremden Kindern. So grenzenlos verlassen kommt er sich hier vor. Und wenn Mutter nun fortgeht .. Noch niemals war er in seinem Leben ohne Mutter. Wo sie war, war auch Heinz. Und wo sie hinging, da folgte er ihr. Sie war seine Spielgefährtin, seine Kameradin und sein Freund. Ein sehr folgsamer, geduldiger Freund, der alle seine Wünsche erfüllte und auf alle seine Bitten einging. Und es waren tyrannische Bitten, die er vorbrachte, böse und launische Bitten, erfüllt von Trotz und Eigenliebe. Aber alles ertrug sie, alles erduldete sie in ihrer abgöttischen Liebe und übertriebenen Sorgsamkeit zu ihrem Einzigen. Sie hatte aus dem Jungen einen dummen, launenhaften Quängelfritzen gemacht, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte. Als wohlbehütetes Kleinod hockte er im goldenen Käfig seiner traulichen Kinderstube, umworben mit Zärtlichkeiten und Schleckereien. Das war seine Welt.

Armer, kleiner Kerl! denkt der Lehrer, als ihn sein Blick zum ersten Mal erreicht, und er in die schrecklich einsamen Augen des kleinen Einsiedlers sieht. Wie-

viele Aufgaben haben ihm die Mütter mit der Ablieferung ihrer Kleinen in den Schoß gelegt. Wieviele Fehler soll er gutmachen.

Nur schwer gewöhnt sich Heinz an das Gemeinschaftsleben in der Klasse. Hier kann er nicht herrschen und befehlen. Mit Bedauern bemerkt der Lehrer, wie der Junge sich täglich und stündlich gegen die einfachsten Grundbegriffe des Gemeinschaftslebens vergeht. Er ist störrisch gegenüber den Kameraden, lehnt ihre Hilfsbereitschaft ab und meidet ihre Spiele und Lustigkeiten. Er verschließt seine Sachen und sich selbst vor ihnen, als fürchte er, bestohlen zu werden. Ueberall streut er Mißtrauen zwischen sich und die Kameraden — ein Mißtrauen, das seiner Kinderstube entstammt und das die Mutter aus vielleicht wohlgemeinter, aber selbstischer Einstellung in die Seele des Kindes säte.

Besonders auffällig trägt Heinz sein unkameradschaftliches Verhalten auf den Schulausflügen zur Schau. Gelangweilt und unbeteiligt stapft er zwischen den singenden, scherzenden und lachenden Buben einher. Nur das Bild seiner stillen, friedlichen Kinderstube ist in ihm aufgeschlagen, und das Heimweh danach erfüllt seine Augen und sein Herz.

Alle Versuche des Lehrers, den Einsiedler aus seiner Einsamkeit herauszureißen, scheitern. So entschließt sich der Lehrer, einmal mit der Mutter zu sprechen. Er bittet sie zu sich und empfängt sie während der großen Pause im Klassenzimmer. Vom Hofe dröhnt das Lachen und Kreischen der Jungen herauf.

„Frau Delmenhorst, in meiner Klasse sind über dreißig verschiedene Kinder. Sie entstammen den verschiedensten sozialen Schichten und haben alle eine andere Kinderstube gehabt. Eines aber, Frau Delmenhorst, haben alle Kinder mehr oder weniger mitbekommen: einen Sinn und ein Gefühl für die Gemeinschaft. Die meisten von ihnen haben sich schon frühzeitig an Spielkameraden gewöhnt und gelernt, verträglich zu ihnen zu sein. Anders ist das bei ihrem Heinz. Er ist ein schwieriges Kind. Er kennt keine Freundschaft und hat darum keinen Kameraden unter den Jungen. Das ist schlimm. Bedenken Sie die Folgen für sein späteres Leben! Ein Einsiedler muß im Leben zu Grunde gehen, wenn er nicht über ein starkes seelisches und moralisches Fundament verfügt. Weshalb verstecken Sie ihr Kind in der Wohnung? Weshalb schließen Sie es vor der Außenwelt ab? Weshalb lassen Sie es nicht auf der Straße einen Spielkameraden finden?"

„Aber ich kann doch mein Kind nicht mit Straßenjungen spielen lassen. Mein Kind ist eben wohlerzogen, Herr Lehrer," antwortet Frau Delmenhorst hastig.

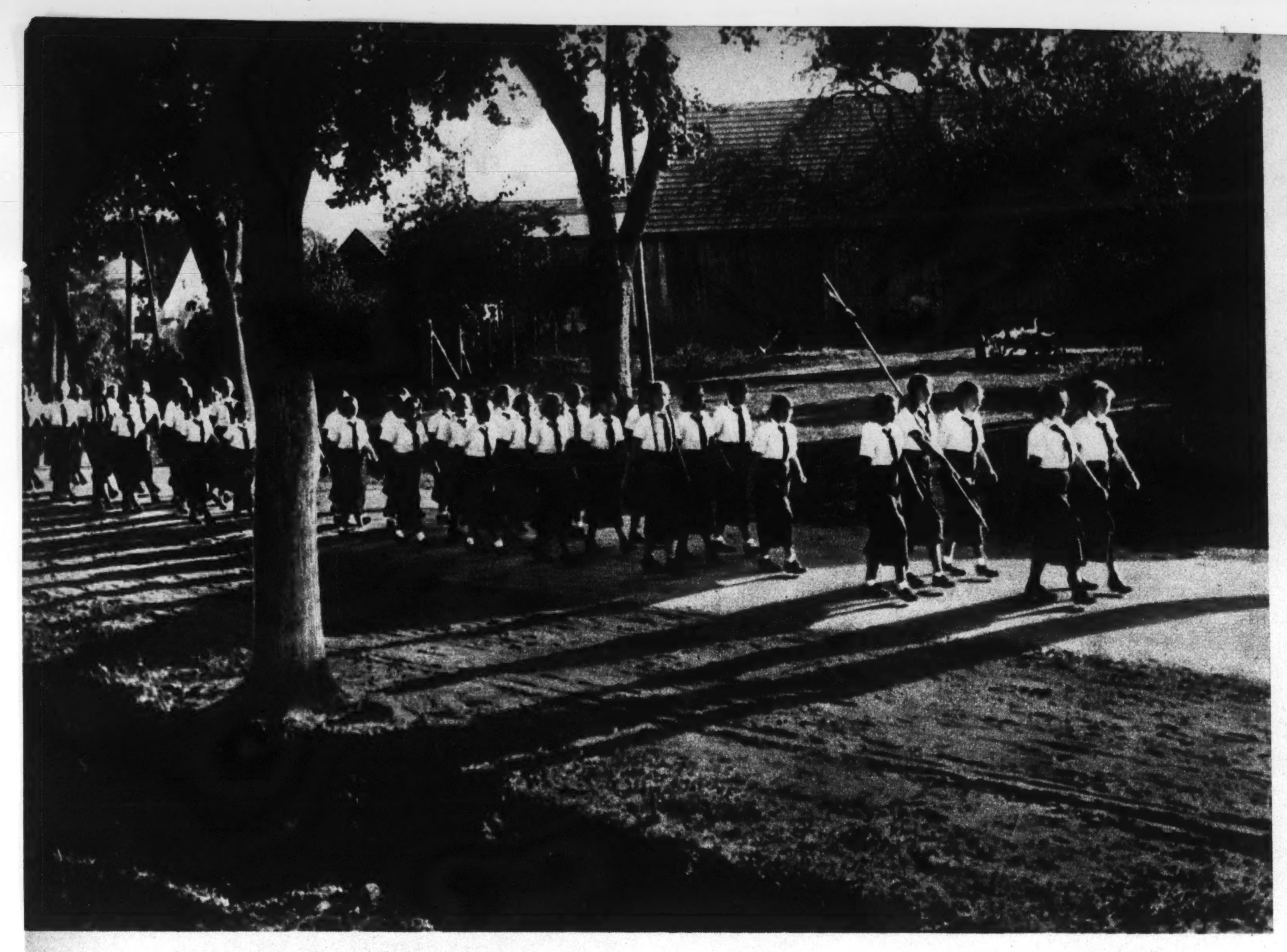
„Leider, Frau Delmenhorst. Die Straßenjungen aber, die sie meinen, sind nicht immer so übel. Sie sind oft gute Kameraden und die gewecktesten Schüler. Die Straße hat sie erzogen. Sie finden sich



Wie sie lachen, spielen und — weinen

(2 Aufnahmen A. Schersch)





Landjährlinge auf dem Marsch

Aufnahme Atlantic-Photo

einmal zurecht in der Welt und haben keine Angst vor dem Leben. Es ist zwar ein mütterlicher Zug von ihnen, wenn Sie ihrem Jungen alle Sorgen nehmen und ihm die Augen von den gelegentlichen Häßlichkeiten der Welt abwenden wollen. Aber bedenken Sie dabei auch, daß ihr Junge einmal in dieser Welt leben muß? Hier in der Schule beginnt er Pflichten zu spüren, hier muß er sich an Kameraden seinesgleichen gewöhnen. Was ich nun von Ihnen erbitten möchte, ja, fordern möchte, ist das: packen sie ihren Jungen einmal fester an! Seien Sie nicht in allem so nachgiebig wie bisher! Tragen Sie ihm kleine Pflichten auf, daran er seinen Ehrgeiz bilden kann! Bedeuten Sie ihm immer, daß er dies oder jenes auch sehr gut allein erledigen könne. Und schließlich: Helfen Sie ihm, Freunde zu finden! Sein Trotz und sein Eigensinn müssen abgeschliffen werden. Heinz muß gegenüber dem Leben widerstandsfähig sein. Ich hoffe, Frau Delmenhorst, daß Sie mich ein wenig verstanden haben," schließt der Lehrer, aber die Mutter sitzt so teilnahmslos da, als sei das alles an ihr vorbeigeredet. Sie denkt an ihr Kind. Sie denkt daran, daß sie es schützen muß vor der Schule und vor der Welt. Sie hat das peinliche Gefühl, als wolle ihr die Schule ihr Kind seelisch entreißen.

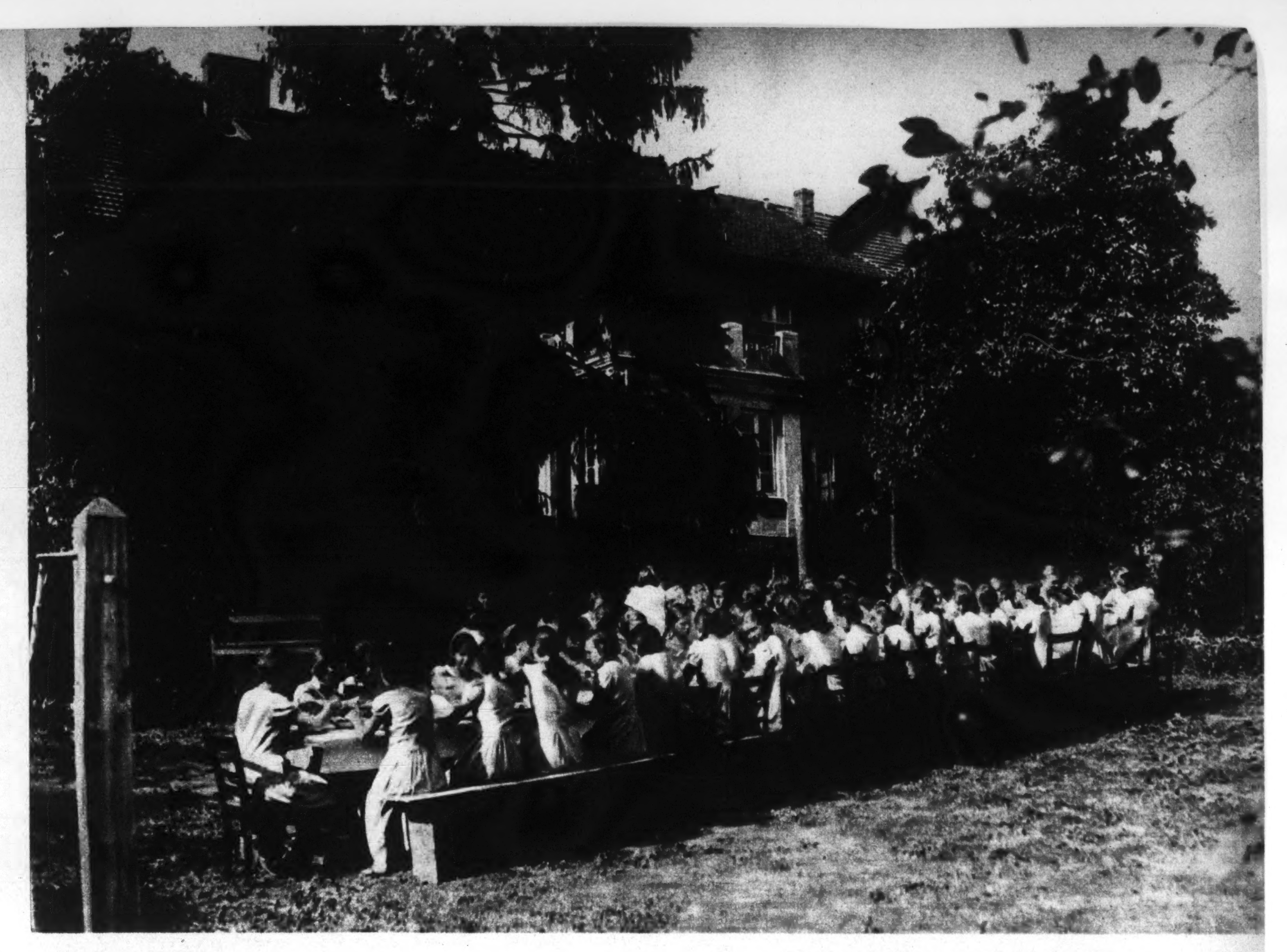
Nur allzu deutlich wird es in den kommenden Wochen sichtbar, daß die Ratschläge und Ermahnungen des Lehrers an die Mutter nichts bewirkt haben. Heinz bleibt der Alte. Er lebt an allem vorbei — an allem Großen und Erlebnishaften der Gemeinschaft.

Wieder ist ein Ausflugstag. Der Lehrer will mit den Jungen in den Wald hinaus. In glücklicher Ausgelassenheit bestaunen die Jungen durch die Abteilfenster die sommerlichen Aecker und Wälder. Gesang braust durch die Abteile, springt die Reisenden an und verzaubert so manches faltige Greisengesicht in stummer Erinnerung.

„Eberswalde! Raus! Raus!!" Lachend und kichernd, brummend und singend drängen die Kinder zur Tür und erfüllen den Bahnsteig mit sprühender Lebendigkeit. Singend marschieren sie durch das kleine Städtchen ins flache Land hinaus. Der Wind zaust ihr Haar und wirbelt durch ihren Singsang.

„Herr Haverland, wann essen wir denn?" fragt ein allezeit Appetitverspürender. „Was? Habt ihr schon wieder Hunger?" lacht der Lehrer. „Na, in einer halben Stunde machen wir Rast. Bis dahin wird's wohl noch gehen." Da ertönt ein lautes Geschrei in seinem Rücken. Mitten auf der Landstraße steht Heinz und heult. „Was ist denn los?" fragt der Lehrer.

„Heinz hat sein Stullenpaket im Zug liegen gelassen", berichtet einer. Der Lehrer lacht. „Aber das ist nicht so schlimm, Heinz. Da geben wir dir eben von unsern Paketen was ab. Deshalb brauchst du doch nicht zu weinen. Verhungern wirst du schon nicht, was Jungs?" Ein zustimmendes Gelächter antwortet. Lachend legt ihm der Lehrer seine Hand auf die Schulter und zieht ihn summend mit sich fort. Eine halbe Stunde später rasten die Jungen am Waldrand und graben aus ihren Rucksäcken, Brotbeuteln und Stullenpaketen die liebevoll versteckten



Aufnahme Atlantic-Photo

Morgenkaffee der Landjährlinge

Geheimisse für ihre Gaumen. Bedrückt hat Heinz neben dem Lehrer Platz genommen, der jetzt ebenfalls sein Butterbrot aushüllt und ihm eines davon zureicht. „Da, Heinz, laß dir's schmecken. Und wer von euch gibt ihm auch etwas ab?" Fragend blickt der Lehrer in die Runde.

„Hier! Hier! Ich! Ich!" schallt es durcheinander. Finger fliegen in die Luft und Hände mit ganzen und halben Broten darin strecken sich dem erschrockenen Einsiedler entgegen, erdrücken ihn fast. Er weiß gar nicht, wonach er zuerst greifen soll. Soviel kann er ja auch gar nicht verzehren. Hilflos blickt er auf den Lehrer. „Greif nur zu! Das wäre ja auch schlecht von uns, wenn wir dich hätten hungern lassen. Wenn nächstens der Fritze oder der Karl seine Stullen vergißt, dann wirst du ihn doch auch nicht im Stich lassen, nicht wahr, Heinz?"

Heinz schüttelt den Kopf, wobei er langsam Bissen um Bissen von den Broten abbeißt. Viel schluckt er dabei mit hinunter, viel Einsamkeit und Starrsinn und viel Bedrücktheit. Er fühlt sich auf einmal ganz nahe gerückt an die Jungen. Er empfindet ihr Lachen, ihre Scherze und Lustigkeit — und verspürt das heiße Verlangen, mitzutun.

Sie wandern durch die stillen, geheimnisvoll rauschenden Wälder, schauen mit leuchtenden Augen über die blanke Fläche des Sees, stapfen durch einsame Wege und balgen sich auf den Rastplätzen, springen, laufen, singen und pfeifen. Sie lieben die Welt, ihre Freiheit und ihr kleines, winziges Ich.

Dann mahnt die Zeit, heimzukehren. Unter fröhlichem Gesang marschieren sie zurück.

„Hat jemand von euch im Morgenzug sein Brotpaket liegen gelassen?" fragt sie der Mann mit der roten Mütze auf dem Bahnhof.

„Ja! Ja! Ja!" ruft Heinz.

„Na, dann hol dirs mal. Wir habens nämlich noch erwischt, bevor der Zug abging."

Jubelnd wird Heinz umringt, als er mit dem wiedergefundenen Paket eintrifft. Ja, was sollte er denn nun eigentlich mit dem Brot? Er war doch satt. Er reißt es auf. Eine Tüte Bonbons thront über den Stullen. Schon will er sie in der Hosentasche verschwinden lassen, aber da hält ihn etwas fest. Vorsichtig öffnet er die Tüte. Dabei fährt ein sehnsüchtiges Ah über den Tütenrand hinweg. „Wollt ihr?" fragt er leise. „Aber feste! Gewiß!" anwortet es durcheinander und ein paar Hände greifen auch schon in die Tüte hinein.

„Na, nun laßt den Heinz auch einen drin!" ermahnt der Lehrer belustigt.

Glückselig schmatzend umstehen die Jungen mit ihren strahlenden Gesichtern den kleinen Einsiedler, dessen blanke Augen von einem zum andern huschen. Sein ganzes Gesicht lacht.

Die nächsten Tage zeigen, welche großen Veränderungen dieses kleine Ausflugserlebnis in dem Jungen hervorgerufen hat. Er ist offener und gesprächiger geworden und viel lustiger und mutiger. Und er weiß, daß er Freunde finden wird, denn nun sucht er sie.

Die feindliche Erbschaft

Von Möller-Crivitz

Glückliche Kinder! kam es mir neulich in den Sinn, als unser Jüngster, der dreijährige, sich in einem neuen Anzuge vor mir aufpflanzte, um sich, stolz und selbstbewußt, in seiner neuen Würde zu zeigen. Ich hatte nämlich festgestellt, daß mir dieser Anzug nur allzu bekannt vorkam. Es war ohne Frage der noch guterhaltene unseres Aeltesten, dem der eben entwachsen war. Mehr diese Tatsache feststellend, als meine Verwunderung über die gute Verfassung auszudrücken, in der sich der Anzug trotz des etwas ungebärdigen Temperaments unseres Aeltesten befand, meinte ich zu dem Kleinen: „Ist das nicht Eberhards Anzug?" Worauf mich zwei Kinderaugen entrüstet und ein wenig geringschätzig anblitzten und eine helle Stimme mir sehr energisch und jeden möglichen Einwand von vornherein abschneidend erwiderte: „Mein sein ist das jetzt. Ich bin nun auch so groß!" Nachdem ein heftiges Kopfnicken dieses neue Besitzrecht in eindeutiger Weise bestätigt hatte, wandte sich der kleine Mann um und verließ als stolzer Sieger das Zimmer.

Meine Frau hatte mit Recht Bedenken gegen meine Frage, die wenig pädagogisches Verständnis verriet, und sie rechnete mir schnell aus, wie kurz sie mit den Einkünften reichen würde, wenn der Kleine nicht die Kleidungsstücke seines Bruders auftragen würde. Gegen diese von wirtschaftlichen Gründen und Einsichten diktierte Notwendigkeit wußte ich selbstverständlich nichts einzuwenden und ich sehe ohne weiteres ein, daß es in keinem Elternhause, in dem Kinder aufwachsen, anders sein kann, als daß der Jüngere der Geschwister der Erbe der noch erhaltenen Garderobe ist. Aber das „wie" machte mir Schwierigkeiten. Gewiß, heute stellte sich der Kleine noch im Vollgefühl des Stolzes vor mich hin, weil er das unbestimmte Gefühl hat, es durch den Anzug seines älteren Bruders dem nunmehr gleichtun zu können. Genau so, wie unser Mädel heute noch behauptet, keine „kleinen" Füße zu haben und darum am liebsten die Hausschuhe ihrer Mutter anzieht. Aber wie lange noch?

Bei diesem Anlaß wurden Erinnerungen wach an meine eigene Kindheit. Wir waren zu Haus drei Jungens und zwei Mädel, für die die Mutter sich von früh am Morgen bis spät in die Nacht plagte und der Vater beide Hände fleißig rühren mußte, um die ewig hungrigen Münder immer satt zu machen. Und obschon meine Eltern das waren, was man in der Kleinstadt wohlhabend nennt, herrschte doch manches Mal bei uns Schmalhans als Küchenmeister. Da war es selbstverständlich, daß ich, der Zweitgeborene, in die abgelegten Kleider meines Bruders hineinwachsen mußte. Zwar gab unsere Mutter sich redliche Mühe, uns Kindern diese Notwendigkeit verständlich zu machen, aber ich muß doch gestehen, daß zeitweise so etwas wie Groll gegen meinen älteren Bruder in mir aufkam. Dieser Groll wurde noch verstärkt dadurch, daß mein Bruder aus seiner Veranlagung heraus mit seinen Sachen gut und ordentlich umging, sodaß ich fast immer sein Nachfolger werden mußte. Das aber nicht nur, was seine Anzüge und die Wäsche anging, genau so war es bei den Schulbüchern. Welche Ueberredungskunst habe ich vergeblich aufgewandt, damit mein Bruder mir von sich aus diese „Erbschaft" erspare und die Strafen, die er für die Befolgung meiner Bitten bekam, weil er sein aus brüderlicher Liebe und Kameradschaft diktiertes Vernichtungswerk gar zu plump und auffällig durchführte, hätten — streng genommen — mich treffen müssen. Die kleinen „Winkel", die er sich mehr absichtlich als zufällig an Drahtzäunen ins Zeug riß, verstand unsere Mutter stets so kunstgerecht zu stopfen, daß wir die Zwecklosigkeit eines solchen Vorgehens nur zu bald einsahen und auf andere Möglichkeiten sannen. Das schon eher Erfolg versprechende Rutschen auf einem Balken dagegen hat mein Bruder aber nur ein einziges Mal mit dem Erfolg versucht, daß er tagelang die größten Beschwernisse beim Sitzen auf der Schulbank hatte, ohne daß der „englisch-ledernen" Hose dadurch auch nur ein kleiner Schaden zugefügt worden wäre. Schuld daran war ein widerspenstiger Splitter, der offensichtlich nicht mit uns im Bunde war.

So kam es denn, daß ich mit der Zeit etwas ähnliches wie einen Minderwertigkeitskomplex bekam. Ich, der Neues so liebte, glaubte ernstlich, daß ich vom Schicksal mit einem gräßlichen Fluch belastet sei, und daß alle Schätze und Annehmlichkeiten, alle Schönheit und Würde dieser Welt nur meinem Bruder zugedacht seien. Und meine Eltern klagte ich innerlich an, daß sie diesem Fluche mehr gehorchten als der innern Stimme, die doch auch dem Zweitgeborenen Liebe beweisen müsse. In der Religionsstunde hatte ich eine ungenaue Vorstellung vom heiligen Recht des Erstgeborenen erlangt, und ich kann wohl sagen, daß ich abenteuerliche Pläne erwogen habe, was ich anstelle der bekannten Linsensuppe bieten könne, um meinen Bruder um diese begehrte Vorrangstellung zu bringen. Obschon mein Bruder verständnisvoll auf diesen und jenen Plan einging und diese und jene Geschenke als durchaus hinreichende Kaufsumme anerkannte, stellt meine Mutter doch aus einfachster Naturgesetzlichkeit heraus immer wieder fest, daß mein Bruder mir stets um zwei Jahre im voraus blieb und damit körperlich überlegen. Diese Feststellung bestimmte sie selbstverständlich weiterhin, in mir den „Erben" zu erblicken.

Wohl hatte es mein Bruder hin und wieder doch endlich erreicht, seine Schulbücher kurz vor der Versetzung so zu strapazieren, daß sie nach unserer Meinung auf den Schuttplatz wandern mußten. Er bezog dafür auch geduldig und mit wahrem Heldenmut einige Ohrfeigen, die ihn in meinen Augen zum Märtyrer machten, doch haben wir auch diese Art des heimtückischen Abwehrkampfes wieder aufgegeben. Wir mußten

Die Brüder



Isochrom-Aufnahme,
Einsenderin: Agfa

nämlich in diesen Fällen mit den Büchern „büßen" gehen. So nannten wir den Weg zum alten Buchbindermeister Bueß, der sein Fach leider so ausgezeichnet verstand, daß er auch die hoffnungslosesten Fälle wieder zusammenzuleimen wußte. Und da seine Preisberechnung nichts von den modernen „merkantilen" Gesichtspunkten gehört hatte, sah er sich mit zehn oder gar zwanzig Pfennig hinreichend bezahlt. Dadurch vereitelte er stets unsern Plan, die Eltern zu zwingen, neue Bücher zu kaufen.

Je älter wir Jungens wurden und in die Flegeljahre mit all ihrem Geltungsbedürfnis hineinwuchsen, umso schwieriger wurde dieses Vererbungsverhältnis für mich. Ich wurde bockig, trotzig, eigensinnig, sodaß meine Eltern viel Last mit mir hatten. Da wollte ich von den vernünftigen Vorstellungen nichts mehr wissen, daß es doch nicht anders sein könne, als die Sachen aufzutragen. Und die heimlichen Zuwendungen meiner Mutter, die mich für diese vermeintliche Unbill entschädigen sollten, vermochten nicht das bittere Gefühl in mir zu ersticken, eben doch nur der „Zweitgeborene" zu sein. —

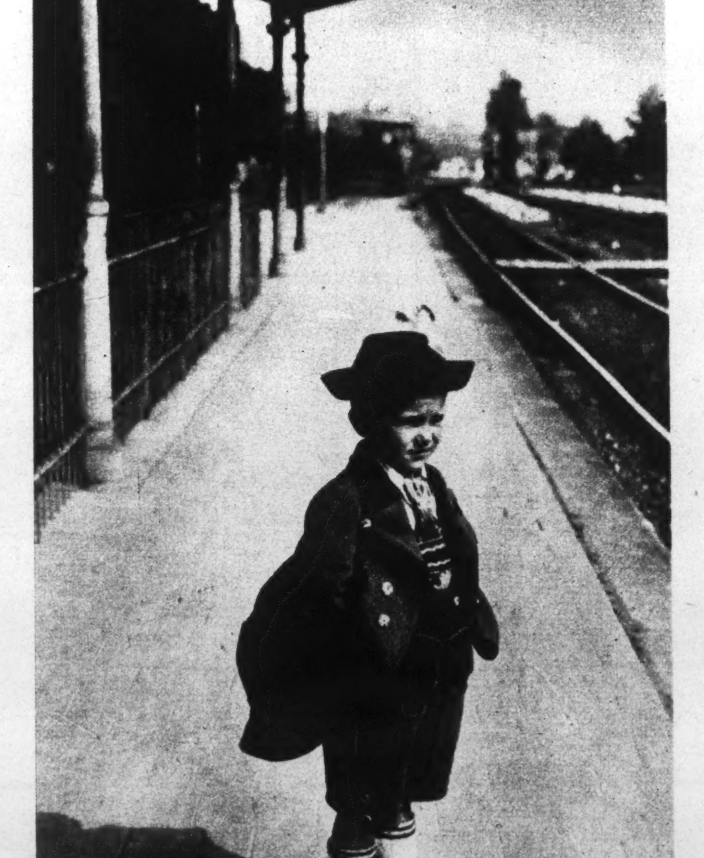
Natürlich bekam ich zuweilen auch einen neuen Anzug, aber der konnte das nicht mehr ausgleichen, was die getragenen Sachen meines Bruders in mir angerichtet hatten.

Soweit hatte meine Frau mir still zugehört. Schon ein paar Mal nickte sie verstehend, denn sie war ebenfalls nicht die Aelteste von vier Geschwistern gewesen. Aber diese Erinnerungen auf unsere Kinder angewandt, schienen ihr kaum Sorgen zu machen, denn ein feines Lächeln stand in ihrem Gesicht. So meinte sie denn nach einer Weile, daß sie sich die Durchführung dieses notwendigen Kleideraustausches allerdings anders und darum ein Kindergemüt weniger belastend denke. Irgendwo habe sie darüber einmal gelesen oder an einem Werkabend ihrer Frauenschaft davon gehört, wie man in solchen Fällen vorgehen solle: Sobald der Aeltere von unseren Jungen aus einem Kleidungsstück herauswächst, wird es zuerst einmal auf einige Zeit verschwinden, bis es dann eines Tages für den Jüngeren neu hergerichtet und gebügelt, wieder zum Vorschein kommt. Vor allem aber wird es durch Abänderungen und möglichstes Umfärben den Eindruck eines eigens für ihn gearbeiteten Stückes verstärken. Aber auch der Aeltere wird nicht so regelmäßig mehr immer nur Neues bekommen, sondern soll feststellen können, daß sein n e u e s t e r Strapazieranzug ursprünglich seinen Vater einmal als Besitzer hatte. Auf diese Art und Weise wird die notwendige ausgleichende Gerechtigkeit schon geschaffen, wenngleich der Mutter auch eine Mehrarbeit auferlegt wird. Und dann vor allem: Sie wird mit Schuster und Schneider im Bunde stehen, damit der Jüngere nicht merkt, daß die Schuhe schon von seinem Bruder getragen sind. Nicht anders wird bei dem nächsten „Erbübel", den Schulbüchern, verfahren. Es gibt ja schließlich auch Kinder, die keinen Nachfolger haben. Von diesen wird sie hin und wieder ein gebrauchtes Schulbuch kaufen, das dann der Aeltere bekommt, wodurch der Jüngere ein Neues haben muß.

Mit lebendigen Farben wußte mir meine Frau diese Absichten zu schildern und ich muß gestehen, daß die Ausführung mir heute, nach langen Jahren, als die einfachste und vernünftigste Lösung vorkommt. Sie wird, sofern sie immer vorsorglich und bedacht geachtet wird, unseren Kindern die Schwierigkeiten ersparen, die in meiner eigenen Kindheit aufgetreten sind. Schwierigkeiten, die wir Erwachsenen wohl für gering und bedeutungslos halten, die aber in den Augen und durch das Temperament eines Kindes gesehen, doch so groß und kaum übersehbar sind.



4 Isochrom-Aufnahmen



Sinn-

Die Kinder verstehen unsere Antworten deshalb nicht, weil wir ihre Fragen nicht mehr verstehen.

Wenn unser Gedächtnis über die Schwelle des fünften Jahres zurückgehen könnte, dann brauchten wir um die Erziehung unserer Kinder nicht so viel Worte zu verlieren.

Mit Gewalt kann man wohl Tiere zu menschlichen Verrichtungen bringen, nicht aber Kinder erziehen.

Kinder sind nicht Eigentum der Eltern, sondern unverlierbares Eigentum der Schöpfung.

Wenn Kinder von selbst zu uns kommen, dann bedürfen sie unser.

Wenn Kinder die Absicht merken, daß wir sie erziehen wollen, dann sind sie verstimmt.

Wir sollten die Kinder nicht zu Erwachsenen erziehen, sondern wir sollten sie als Kinder wachsen lassen, ihr ganzes Leben lang.

Je mehr uns andere Aufmerksamkeit schenken, desto unaufmerksamer werden wir.

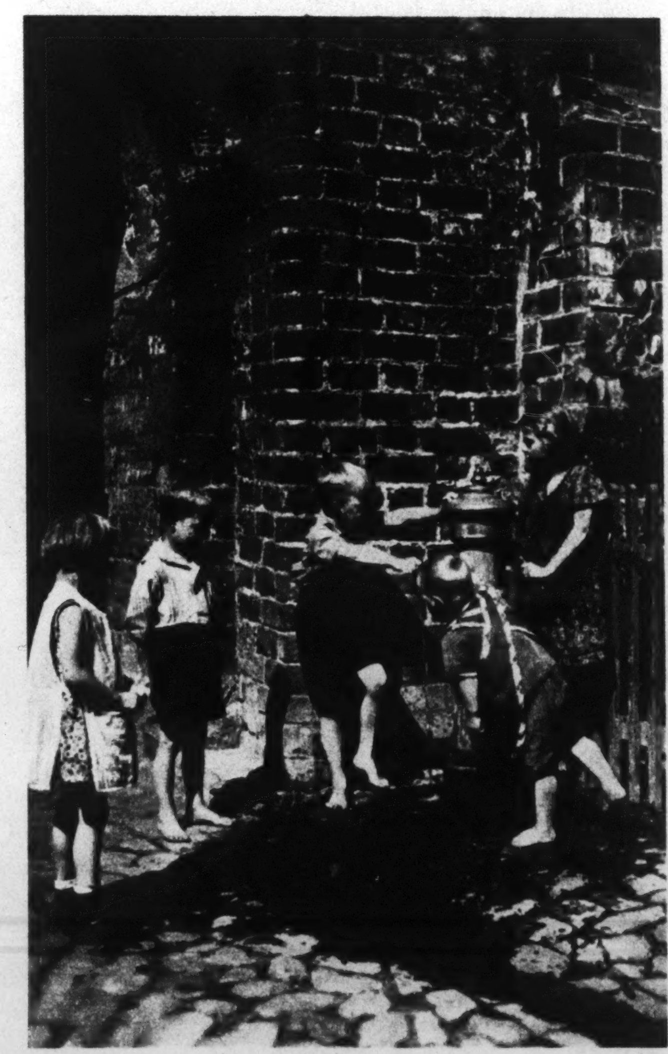
Es ist ein gefährlicher Trost, bedeutende Männer als schlechte Schüler zu wissen.

Geschmack ist eine Angelegenheit der Erziehung, die eine Veranlagung zu ihr voraussetzt wie jede andere Eigenschaft, zu der wir erzogen werden.



Einsenderin: Agfa

Sprüche



Nur wenn wir den Mut haben, uns selbst zu erziehen, werden wir unsere Mitmenschen erziehen.

Grausamkeit der Kinder an Tieren züchtet Grausamkeit Erwachsener an ihren Mitmenschen.

Die kleine Welt der Kleinen und die große Welt der Großen sind nur in ihren Ausmaßen verschieden, nicht aber in ihrem Wert.

Sich mit Wissen imprägnieren, heißt sich wasserdicht machen gegen Erkenntnisse.

Den Wert des Menschen erkennt man an seiner Arbeit, nicht an seiner Bildung.

Vorbeugen ist besser als strafen.

Wer seine eigenen Laster entschuldigt, taugt nicht zum Erzieher.

Die Kunst zu befehlen, ohne zu kränken, will gelernt sein.

Das ist die rechte Liebe, die auch hart sein kann.

Wie es uns gelingt, die Familie in ihrem Geiste und in ihrer Stellung und der einzelnen Glieder zueinander zu ändern, so ändern wir auch den Staat im Gemeinschaftssinne, denn er besteht ja nur aus der Familie und ihrem Geiste. Gelingt das nicht uns nur allein, müssen wir dazu befohlen werden.

A. H.

Sie weiß sich zu helfen

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Das ist ein ewiger Kampf: weil sie so klein und zierlich ist, weil ihr Raufen und Schlagen ein Greuel sind, weil sie letzten Endes eben „nur" ein Mädel ist, und ihre nachbarlichen Schulgenossen „nur" Buben — aus diesen Haupt- und unzähligen Nebengründen ist auf jeden Schulweg, ob „hin" oder „von", etwas anderes los. Sie necken und hänseln sie. Sie reißen ihr die Mütze vom Kopf. Sie zupfen an ihren Schürzenbändern. Oder sie gehen ihr heimlich an den Ranzen. Und jetzt, als Neuestes, hängen sie sich daran. Wenn sie sich wehrt, und sie abschütteln will, hängen sie sich nur umso fester. Wenn sie losschimpft, höhnen sie. Wenn sie losheult, johlen sie. Wenn sie sich daheim beschwert, und ich stelle die Sünder zur Rede, machen sie die unschuldigsten Gesichter von der Welt.

Ja, — was denn? Das war doch nur gespielt. Wenn die so dumm ist, und keinen Spaß versteht. — Nein, in den Ruf will ich sie auch nicht bringen. „Du mußt dir schon selber helfen, Kind. Mußt eben zusehen, wie du mit ihnen fertig wirst."

Eine schwere Aufgabe für ein achtjähriges Mädelchen — allein fertig zu werden mit zwei neunjährigen Wildlingen, ohne seinem Ruf zu schaden, ohne sich in Ungunst zu setzen, ohne die Kameradschaft zu verletzen, und die Feindschaft herauszufordern. Soll sie einfach warten, bis ihnen der Spaß zu dumm wird, und sie von selber aufhören? Nein, man darf sich doch nicht alles gefallen lassen! Man hat doch auch seinen Ehrgeiz!

Heute kommt sie überhaupt ohne Ranzen nach Hause. Wo er geblieben sei? Achselzucken. — Man kann doch einen Ranzen nicht ohne weiteres verlieren. — „Hab' ihn auch nicht verloren." — „Ja aber, wo ist er denn?" — „Der wird schon wiederkommen."

Sie ist sehr ruhig, sehr gesammelt, und doch ist ihr Verhalten, ihre ganze kleine Person mit Spannung förmlich geladen. Es wirkt ordentlich ansteckend. Anscheinend aber will sie nichts erzählen, um sich einen voraussichtlichen Triumph nicht vorwegzunehmen, oder sollte sie ihrer Sache doch nicht so ganz sicher sein?

„Also bitte" — Mutter wird nervös und ungeduldig — „was ist das für eine Sache mit deinem Ranzen? Möchtest du nicht vielleicht endlich . . ."

„Bitte, Mutti — ich habe s o Hunger. Bitte, laß mich doch erst essen."

Ihre Miene verrät nichts von Hunger; ihre Blicke flitzen zur Tür, bleiben daran haften; sie scheint fortwährend hinauszuhorchen.

„Hat es nicht geschellt, Mutti?"

„Nein, es hat nicht geschellt."

„Aber doch geklopft — —"

„Nein, es hat auch nicht geklopft."

„Aber dann ist jemand an der Türe."

Sie will aufspringen.

„Nichts da — jetzt wird gegessen."

„Aber denn guck doch mal. Bitte!"

Gerade verkündet ein wildes Getrappel im Stiegenhaus, daß irgend ein Miteinwohnersprößling die Haustreppe benutzt. Sie benutzen sie immer auf diese Art — Gott sei es geklagt! Vielfach auch nicht, ohne sich an meiner Tür irgendwie besonders bemerkbar zu machen. Auch jetzt kann es wohl geklopft haben, obwohl das im allgemeinen Spektakel untergegangen ist.

Aber ich gehe trotzdem zur Tür und spähe hinaus. Mir zu Füßen fällt, als ich eben öffne — Purzels Ranzen.

„Da ist ja dein Ranzen!" rufe ich, „wie kommt denn dein Ranzen hierher?"

Sie ist keineswegs verwundert, sagt nur kurz:

„Ich sagte es ja gleich," und plötzlich mit schlauem Lächeln, „ich wußte es ja. S o muß man es machen. Und ich hab' es recht gemacht."

Plötzlich ist sie gelöst und glücklich. Die beängstigende Ruhe und Verschlossenheit fallen von ihr ab, wie gebannt durch den Zauber der Erkenntnis, „es" recht gemacht zu haben. Und nun erfahre ich auch dieses „es" auf die alte mitteilsamselige, wortreiche, übersprudelnde Purzelweise.

„Also — die hangten — hungten — hingten sich doch immer an meinen Ranzen — und die haben mich überhaupt immer s o genêckt — und so gepeinigt — aber am meisten mit dem Ranzen — gell doch? Und wir wußten doch gar nich, wie wir sie loswerden sollten — nich? — und da hast du doch gesagt, du mußt dir selber helfen, und sieh alleine, wie du fertig wirst — und da bin ich — und da hab ich — heute b i n ich fertig geworden!"

Sie sitzt längst nicht mehr auf ihrem Stuhl, geschweige denn, daß sie esse. Sie ist auf den Boden gehüpft, und alles an ihr ist Bewegung.

„Da hingten sie sich wieder dran — und ich wollt schon weinen — denn das ist doch schwer — und das tut doch weh — gell? Aber wenn man weint, dann machen sie es noch extra. Und ich dachte in meiner Verzweiflung, wenn mir doch bloß was einfallte, und, lieber Gott, laß mir doch was einfallen, und da plötzlich, da f a l l t e mir was ein — und da machte ich einfach s o (heftige Bewegung der Daumen nach den Schulterblättern hin) — und da rutschte der Ranzen ab und fiel auf die Erde — und sie purzelten mit und der Ranzen noch auf sie drauf, und ich sagte: Nu guckt, wie ihr ihn nach Hause bringt — und denn lief ich heim —" Plötzlich lacht sie hellauf. „Wie die dalagen, Mutti! Und der Ranzen noch obendrauf! Und wie der Hansel jetzt mit zwei Ranzen nach Hause gegangen ist, einer hinten und einer vorne, das sah auch so lustig aus!"

Ein bißchen gewagt scheint ihre Heldentat aber doch. Und da Mütter praktischer zu sein pflegen, als Heldenmädchen von Töchtern, frage ich:

„Wenn er aber nun den Ranzen gar nicht aufgehoben hätte, Purzel?"

Heisa, jetzt sind Ferien –



Isochrom-Aufnahme,
Einsenderin: Agfa

„Denn hätt' er ihn liegen gelassen," entscheidet sie kurz.

„Und dann hätte ich noch obendrein für seine Ungezogenheit einen neuen Ranzen kaufen müssen?"

„Nein," sagt sie sehr bestimmt, „aber seine Mutter. Und die Prügel, die er dann gekriegt hätte." Und dann, in Verbindung mit den Prügeln, lenkt sie ein:

„Aber er hat ihn ja gebracht. Und nun ist alles gut. Und du sagst seiner Mutter auch nichts — gell? Und dem Hansel auch nicht, damit er sich nicht zu schämen braucht — gell?"

Ich verspreche es, und habe mein Versprechen auch gehalten. Aber leicht wurde es mir nicht, denn es war noch nicht Abend, da klopfte es (ohne vorhergehenden Spektakel) und es erschien — der Hansel. Entgegen seiner sonstigen Art sehr still, sehr manierlich.

„Ein schöne Gruß, un ich wollt bloß fragen, ob es Eva sein' Ranzen wiederhatt?"

Ich tat ganz unschuldig.

„Eva? Ihren Ranzen?"

Er kriegte kreisrunde Augen und wurde ganz blaß.

„Ja. — Wie ich vorhin — von der Schul — wie ich kam —" er konnte nur noch stottern — „da lag doch der Ranzen — da lag er — vor der Türe lag er, und wie ich jetzt runterkomm — da ist er — da ist der Ranzen nicht da — ist er weg."

„Ach," machte ich, „nun, vielleicht hat sie ihn schon hereingeholt. Aber, sage mal, Hans, weißt du nicht, wie der Ranzen überhaupt hier vor die Türe kam?"

„Ne," er schüttelt den Kopf, wurde über und über rot. Dann linste er mich ein wenig von unten herauf an — bittend und treuherzig, — und plötzlich war ein Schelm in seinen klaren Bubenaugen, und ein kleiner Trotz um seinen Mund — und er sagte männlich und selbstbewußt:

„Da müssen Sie schon es Eva selber fragen."

„Glaubst du, daß die Bescheid weiß?"

„Die weiß Bescheid."

„Und meist du, sie wird mir's sagen?"

„Tscha," er zuckte unschlüssig die Achseln.

„Na, jedenfalls ist es schön von dir, daß du dich nach dem Ranzen erkundigt hast — und — daß ihr so treu zusammenhaltet." Ich sagte das Letztere ein bißchen anzüglich, aber ein ehrliches Bubengemüt ist zu arglos, auf solche Spitzfindigkeiten hereinzufallen.

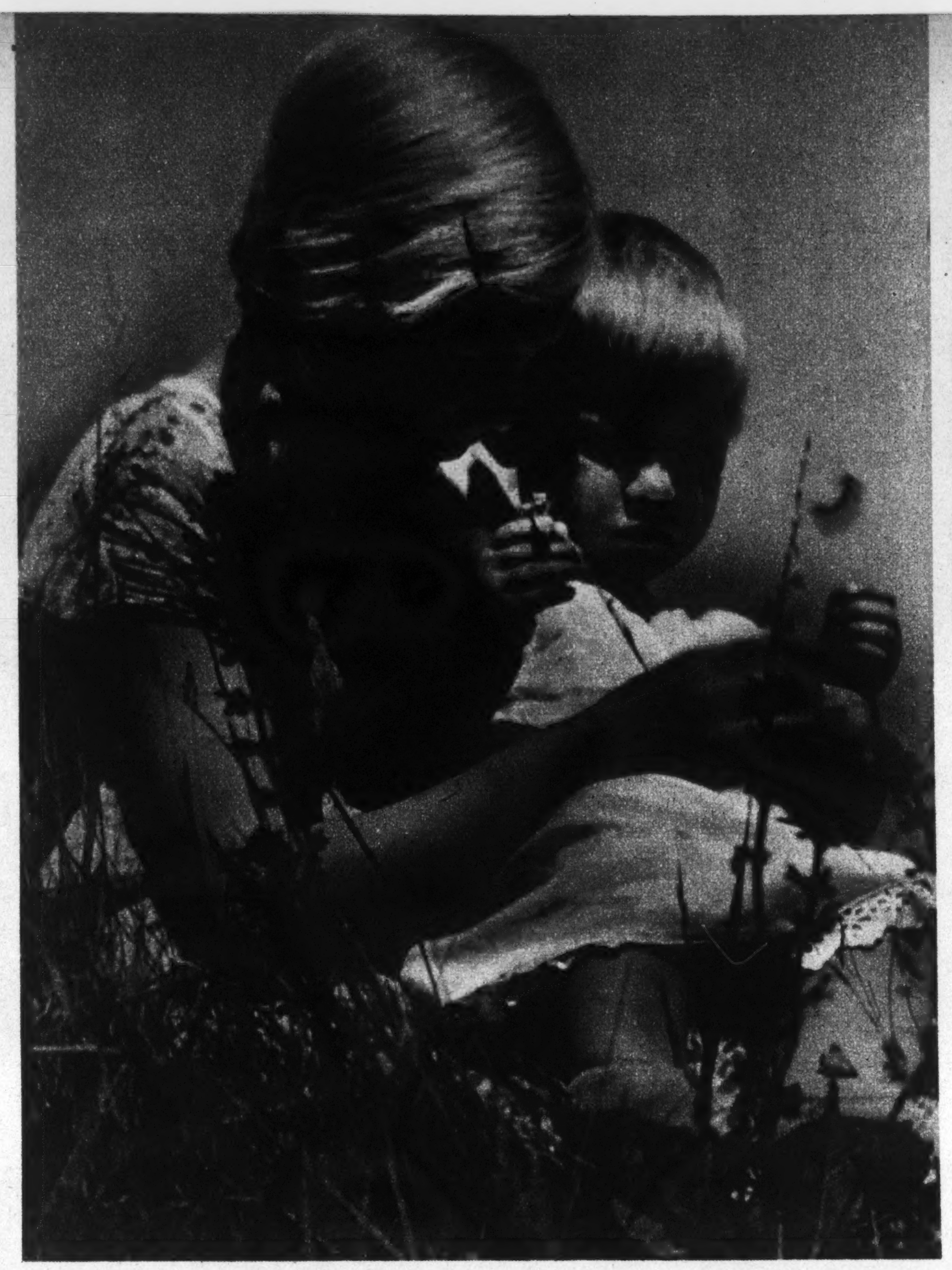
„Ja, nicht wahr?" ruft er stolz und strahlend, und dann trabt er auf seinen Genagelten wieder treppauf, lärmvoll und „männlich", wie noch nie.

Oben lugt er noch einmal übers Geländer.

„En schönen Gruß ans Eva — und morgen hol ich es ab für in die Schul. Damit ihm keiner was tut — und so."

Als ich dieses letzte Purzel mitteilte, strahlt sie, wie kaum je zuvor.

„Siehst du, ich hab's ja gleich gesagt: misch du dich da gar nicht hinein. Wir werden schon alleine am besten selbst fertig — gell?"



Isochrom-Aufnahme, Einsenderin: Agfa

Trariro! der Sommer, der ist do!
Wir wollen 'naus in Garten
Und woll'n des Sommers warten.
Jo, jo, jo! der Sommer, der ist do!

Trariro! der Sommer, der ist do!
Wir wollen hinter die Hecken
Und woll'n den Sommer wecken.
Jo, jo, jo! der Sommer, der ist do!

Trariro! der Sommer, der ist do!
Der Sommer hat gewonnen,
Der Winter hat verloren.
Jo, jo, jo! der Sommer, der ist do!

[Altes Volksgut]

Der Arzt als

Es zieht selten am Fenster, sondern in den Eckplätzen der gegenüberliegenden Seite, weil sich dort der Wind fängt, auch auf dem Rückplatz.

Bekommt man Fremdkörper, d. h. Kohlestückchen, Staub oder kleinste Insektenflügel ins Auge: mit zwei Fingern die Augenlider auseinanderziehen, den Augapfel hin- und herbewegen. Etwa sichtbarer Fremdkörper wird mit gedrehtem, angefeuchteten Taschentuchzipfel durch vorsichtiges Wischen entfernt — immer nach der Nase zu streichen. Nie das Auge zudrücken oder reiben. Dadurch wird der Fremdkörper festgerieben, das Auge verletzt, dadurch Eiterungsgefahr. Hält Druck- und Schmerzgefühl an, ist bei Ankunft die nächste Sanitätswache, noch besser ein Augenarzt aufzusuchen.

Nie in der Fahrtrichtung aus dem Zuge schauen, namentlich Kindern dies untersagen.

Auf der Bahnfahrt nicht unnötig viel essen. Mit Süßigkeiten geizen!

Bei Kopfweh Abreiben der Stirn mit Wasser oder besser Kölnischem Wasser, eventuell Baldrian-Tropfen. Flasche hinterher gut verkorken, da durch Wärme der Kork leicht herausgepreßt wird.

Bei Ohnmacht lockere man den Gurt, öffne den Kragen, kühle die Stirn, lege den Ohnmächtigen lang hin, Kopf tief, die Beine stark anheben, wenn möglich Riechsalz, Aether, Salmiak oder andere stark riechende Flüssigkeiten unter die Nase halten.

Falsch ist es, Angst vor Zugwind zu haben. Frische Luft ist im allgemeinen gesünder als die verbrauchte Luft in den Abteilen. Auf Haltestellen, selbst bei Kühle, sind gelegentlich die Fenster zu öffnen, wenn Abteil stark besetzt.

Wer zu Schwächeanfällen neigt, fahre möglichst immer vorwärts. Gelegentlich aufstehen, im Gang hin- und hergehen. Nach Ankunft am Bestimmungsort gurgelt man. Am besten tut man 3—4 Tropfen Jodtinktur in das Gurgelwasser, damit beugt man Erkältungen vor. Bester Schutz auch gegen Grippe.

Bei nassen Füßen am Ankunftsort die Strümpfe, möglichst auch die Schuhe wechseln.

Bei Nasenbluten: Rückenlage mit hängendem Kopf, kühle Umschläge in den Nacken und um den Hals, warme Umschläge über die Nase. In die Nasenlöcher tief hinein einen festen Watte-, am besten Eisenchloridwattepfropfen.

Gegen Mücken und ähnliches Stechgetier schützt Einreiben mit Seife. Mückenstiche nicht kratzen, sondern sie mit Salmiakgeist, Seife oder Nikotin an der feuchten Schnittfläche der Zigarre, oder mit Pfeifensaft einreiben. Bei Bremsen- und Bienenstichen etc. helfen Bleiwasserumschläge.

Kleinere Wunden werden mit elastischem Hansaplast geschützt.

Bei „Wolf"-laufen nicht mit Seife, sondern nur kaltem Wasser abtupfen, nicht reiben. Einfetten mit Lanolin, Salicyltalg, Hirschtalg oder ähnlichem.

Reisebegleiter

Bei Blasenlaufen wird der Fuß gründlich gewaschen, Blase mit Jodtinktur überstreichen, mit einer ausgeglühten Nadel aufgestochen, Wundwasser abgelassen, sterile Watte oder Verbandgaze darauf. Alles wird gut und dauerhaft verbunden.

Wundgelaufene Füße gründlich waschen, mit Jodtinktur desinfizieren, Salizyl- oder Präcipitatsalbe darauf, mit Wundgaze gut verbinden. Wer mit Sandalen wandert, sei doppelt vorsichtig. Tetanusgefahr.

Schnitt- und Quetschwunden erst etwas abbluten lassen vor dem Verbinden, Jodtinktur darauf, wenn es auch brennt. Nicht auswaschen, wenn das Wasser etc. nicht auxolut einwandfrei ist. Spritzt die Wunde, so unterbinde man oberhalb der Wunde, nicht mit einem Bindfaden, sondern Riemen, Hosenträger, breiteren Band.

Gebrochene Glieder werden möglichst in ihre richtige Lage gebracht, dann mit Stöcken und Tüchern, Wickelgamaschen geschient. Bei Unterarmbruch ist der verbundene Arm so in der Schlinge zu lagern, daß man in die geöffnete Hand blickt.

Hitzschlag und Sonnenstich äußern sich in Kopfschmerz, Unwohlsein, Ohnmacht: In den Schatten legen, Kragen und Gürtel öffnen, tropfenweise Flüssigkeit (keinen Alkohol) beibringen, kalte Kopfumschläge.

Ertrunkene: Beine hoch, damit geschlucktes Wasser herauskommt, eventl. den Mund von eingedrungenem Wasser oder Schlamm reinigen. Brust freimachen. Ganz lang hinlegen. Herzmassage, künstliche Atembewegungen bis zwei Stunden lang fortsetzen.

Pilz-, Fisch- oder Fleischvergiftungen machen Erbrechen und Durchfall, zuweilen Sehstörungen. Erbrechen einleiten, zur Not reichlich Seifenwasser trinken lassen, kitzeln mit einer Feder im Halse. Hinterher starken schwarzen Kaffee trinken, um das Herz anzuregen. Sofort den Arzt holen.

Durchfall ist oft die Folge veränderter Lebensweise oder Erkältung: Warme Leibbinde, keine Stopfmittel, sondern Schleimsuppen.

Verstopfung wird durch Obst oder Ricinusöl bezw. Karlsbader Salz behoben.

Schlangenbiß: Das Glied oberhalb der Wunde abbinden, die Wunde auswaschen, sie möglist durch einen Kreuzschnitt erweitern, (auch wenn der Gebissene schreit), damit Blutung eintritt, massieren vom Körper nach der Wunde zu. Wenn vorhanden, hypermangansaures Kali in die Wunde tun. Auf keinen Fall darf die Wunde ausgesaugt werden, da sich sonst der Saugende vergiftet.

Die Kreuzotter hat auf dem Rücken eine ausgesprochene Zickzackzeichnung, aber kein Kreuz auf dem Kopf. Zuweilen ist sie fast schwarz.

Bei leichtem Fieber, wie es bei Kindern nicht selten ist, tun vielfach feuchte Wadenwickel Wunder. Fieber und belegte Zunge deuten auf Magenverstimmung.

Dr. A. B.



Aufnahme E. Hase

Wenn irgend in der weiten Welt
Ein kleiner Mensch seinen Einzug hält,
Wenn Kinderaugen zum Licht erwachen,
Da sputen sich alle Sächlein und Sachen,
Die nur im Hause stehen und liegen,
Sie wollen auch kleine Kinderchen kriegen.
Das steife Bett kriegt zuerst ein Kindchen,
Dann lacht das Spind auf ein Kinderspindchen,
Die alte Kanne bekommt ein Kännchen,
Die Badewanne ein Badewännchen,
Der Stuhl ein Stühlchen mit dünnen Beinchen,
Sogar der Eßtisch bekommt ein Kleinchen.
Im Flug entsteht so, – es ist zum Lachen, –
Eine ganze Wirtschaft von kleinen Sachen.
Wer nennt sie, wer zählt sie, die Töpfchen, die Söckchen,
Die Schuhchen, die Hemdchen, die Täßchen, die Röckchen?
Sie sind alle zum Küssen niedlich und fein.
So ist's, so war's, so wird's immer sein,
Wo ein kleiner Mensch seinen Einzug hält. –
Es ist doch eine lustige Welt!

Frida Schanz.



Aufnahme A. Schersch

Unser Kleines hat Hunger

Von Iris v. Seckendorff

Die oft gestellte Frage nach einer richtigen und gesunden Säuglingsernährung läßt sich ganz kurz damit beantworten: Die natürlichste, gesündeste und einfachste Nahrung für jedes Kind ist die Muttermilch! Leider ist es aber damit nicht getan, denn ein sehr großer Teil der heute lebenden Frauengeneration ist stillunfähig oder nur sehr beschränkt stillfähig — die traurige Folge der Ueberzivilisation und falschen Lebensweise nicht nur unserer, sondern auch der vergangenen Generationen. „Die Ernährung und Erziehung des Kindes muß bei der Großmutter anfangen!" Wer sich über die Tragweite dieser einfachen Weisheit klargeworden ist, wird begreifen, daß es notwendig war, das Werk der Mütterschulung ins Leben zu rufen. Alle jungen Mütter und die, die es werden sollen, haben die heilige Pflicht, sich gesund zu erhalten durch richtige Ernährung und Kleidung, durch Bewegung in Luft und Sonne. Das sind wesentliche Faktoren zur Wiedererlangung der Stillfähigkeit. Aber auch die innere Bereitschaft dazu, Mutter zu sein und sein Kind selbst zu nähren, ist wichtig. Wir kranken heute noch an den Auswirkungen einer Zeit, die sich an diesen Dingen schwer versündigte. Abneigung gegen Kindersegen aus Unverständigkeit und Bequemlichkeit, Bevorzugung sogenannter gesellschaftlicher Verpflichtungen und Vergnügungen schufen eine bevölkerungspolitische Lage, deren Unhaltbarkeit wir heute wieder einzusehen beginnen. Der natürliche Zustand der Mutterschaft wurde schließlich als Krankheit betrachtet. In Erkenntnis der Wichtigkeit eines gesunden und zahlreichen Nachwuchses besinnt sich unsere Zeit wieder auf ihre Pflichten. Freilich ist zu deren Erfüllung noch viel Erziehungsarbeit nicht nur am Nachwuchs, sondern auch an der heutigen Generation der Mütter notwendig.

Mehr als einmal muß man die Erfahrung machen, daß junge Mütter, deren Stillfähigkeit versagt, vollkommen hilflos sind, wenn es sich um die nun notwendig werdende „künstliche" Ernährung ihres Kindes handelt. Da wird einmal reine Kuhmilch gegeben, ohne jede Verdünnung, „weil das Kind von dem dünnen Zeug doch nicht satt werden kann", ein andermal werden für die Zusatznahrung die teuersten Bestandteile gekauft — aber falsch angewandt. Mehr noch als bei der Ernährung versündigen sich die Mütter, wenn es sich darum handelt, ihrem Kinde frische Luft und Sonne zukommen zu lassen. Wer einmal gesehen hat, wie die meisten Kinder in ihrem Wagen unter dicken Federbetten, Wachstuchverdeck und Windschutzscheibe vollkommen abgeschlossen von jedem Luftzug liegen müssen, dem tut das Herz weh vor Erbarmen mit diesen Kleinen, denen auch die beste Nahrung nichts nützen kann, wenn Luft und Sonne fehlen.

Die sogenannte „künstliche Nahrung" des Säuglings muß in allererster Linie naturrein und unverfälscht sein. Dazu gehört die Verwendung von täglich frischer, nicht abgekochter Kuhmilch, die, um der Muttermilch ähnlicher und leichter verdaulich zu sein, mit Reis- oder Haferschleim vermischt wird. Es ist wichtig, daß die Milch nicht abgekocht wird — Kochen zerstört die besten Bestandteile. Frisch gemolkene Milch ist pasteurisierter und sterilisierter vor-

zuziehen, am besten ist natürlich die Milch von Weidekühen. Im Frühjahr, Herbst und Winter bleibt sie roh bis zum Abend frisch, an wärmeren Tagen braucht man den Topf nur in eine Schüssel mit kaltem Wasser zu stellen und mit einem feuchten Tuch zu bedecken, sie hält sich auch dann noch unabgekocht. Nur an wirklichen heißen Sommertagen kann man die Milch auf kleinem Feuer langsam bis zum Sieden erhitzen, überwallendes Abkochen erübrigt sich. Aber auch im heißesten Sommer kann morgens für die erste Mahlzeit die frisch gelieferte Milch roh verwendet werden. Sollte die Milch aber wirklich einmal sauer geworden sein, dann wird sie aufs beste ersetzt durch — Buttermilch! Es ist viel zu wenig bekannt, daß sie durch ihren Kalkgehalt mithilft, der gefürchteten Rachitis vorzubeugen. Bei meinen beiden Buben, die schon nach wenigen Wochen zum Teil künstlich ernährt werden mußten, habe ich rohe Milch und Buttermilch mit bestem Erfolg angewandt, letztere wurde mit sichtlichem Behagen in das tägliche Ernährungsprogramm aufgenommen. Rohe Milch und Buttermilch haben auch den Vorteil, regulierend auf die Verdauungsorgane zu wirken. Infolge der falschen Ernährung neigen sehr viele Säuglinge zur Hartleibigkeit und die jungen Mütter denken sich meist garnichts dabei, wenn das Kind einmal einen Tag lang keinen Stuhlgang gehabt hat.

Der Hafer- oder Reisschleim-Zusatz muß jeden Tag frisch gekocht und ebenso wie die Milch kühl gestellt werden. Es ist wichtig, daß dazu nur allerbeste Haferflocken und ungeschälter Reis verwendet werden. Für ein Tagesquantum nimmt man einen reichlichen Eßlöffel Haferflocken oder Reis auf gut ½ Liter Wasser (am Abend vorher einweichen), läßt 20 Minuten kochen und gießt durch ein Haarsieb. Solange der Schleimzusatz bei der Flaschennahrung notwendig ist, also ungefähr bis zum 6. Monat, wechselt man am besten wochenweise, nicht täglich, zwischen Reis- und Haferflockenschleim ab. Das kommt einerseits dem Abwechsungsbedürfnis entgegen und sichert andererseits das notwendige Gleichmaß der Ernährung.

Das gesündeste Nahrungsmittel, das wir besitzen, ist das Obst. Aus der Ernährung auch des allerkleinsten Säuglings ist es heute gar nicht mehr wegzudenken. Schon dem vierzehn Tage alten Kind kann man täglich ein paar Teelöffel voll Obstsaft geben und zwar je nach der Jahreszeit Apfelsinen- oder Apfel-, Kirsch- oder Erdbeersaft. Man bereitet sie sich entweder selbst aus frischen Früchten oder kauft sie naturrein fertig in Flaschen. Johannisbeer- und Stachelbeersaft verträgt der ganz kleine Säugling noch nicht, ist er aber erst einmal drei oder vier Monate alt geworden, verträgt er auch diese Säfte ausgezeichnet. Ich habe noch keinen Säugling gesehen, der nicht selig über diese Bereicherung seiner Nahrung gejauchzt hätte. Wenn unerwarteterweise trotzdem einmal Abneigung dagegen bestehen sollte, so kann man den Obstsaft der Milch zusetzen und mit der Flasche geben. Allerdings muß hierbei darauf geachtet werden, daß die Milch tüchtig gequirlt wird, während man den Obstsaft hinzugießt, damit sie nicht zu grobflockig wird und das Loch des Saugers verstopft.

Man fängt bei dem zwei Wochen alten Kinde mit einem (beinernen, nicht metallenen) Teelöffel voll, auf eine Mahlzeit gerechnet, an und erhöht das Quantum ganz allmählich, bis schließlich ein Drittel jeder Mahlzeit aus Obstsaft besteht. Das gilt für den Säugling bis zur vollendeten zehnten oder zwölften Lebenswoche, von da ab kann er auch schon zerquetschte ganze Früchte vertragen.

Auch rohe Gemüsesäfte braucht das Kind außer Obstsäften zum Knochenaufbau. Man stellt sie sich täglich selbst durch Auspressen her oder kauft sie sich gleichfalls fertig zubereitet. Möhren (Karotten), Tomaten, Spinat und frischer grüner Salat eignen sich dazu am besten. Der süße Möhrensaft wird schon von dem zwei Wochen alten Kinde gern vom Löffelchen genommen, Salat- und Spinatsaft setzt man besser der Flasche zu.

Man sollte auch später, wenn das Kind schon feste Nahrung, Brei, gekochtes Gemüse usw. bekommt, nie versäumen, wenigstens einmal täglich r o h e s Obst oder Gemüse zu geben. Wenn das gefürchtete Zahnen naht, wird man dieser Fürsorge dankbar sein dürfen. Ein Kind, das von Anfang an naturgemäß ernährt wurde, wird seiner Mutter keine Angststunden beim Zahnen bereiten.



Das kleine Mütterchen

Aufnahme E. Hase

Mein ältester Bub bekam seinen ersten Zahn mit vier Monaten, mit acht Monaten hatte er bereits acht ausgewachsene Zähne und mit 18 Monaten war sein Milchgebiß vollständig. Alle Zähnchen waren ohne Beschwerde gewachsen, es gab weder schlaflose Nächte noch Geschrei und Quarrigsein bei Tage — er merkte überhaupt nichts davon, daß ihm Zähnchen wuchsen. Ist das nicht ein schöner Beweis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges in der Ernährung? Das schöne alte Wort: „Der Mensch ist, was er ißt", bewahrheitet sich schon beim Säugling. Wie können Eltern erwarten, ein helläugiges, reinhäutiges Kind mit kräftigen und geraden Gliedern heranwachsen zu sehen, wenn sie ihm nicht die Nahrung zuführen, die der kleine Körper zum Aufbau braucht!

Im nächsten Heft werden wir einen genauen Ernährungsplan aufstellen.

„... Das Fest der Freude ..."

Das ist schon alt: wenn ich über Arbeiten sitze, und im besten Zuge bin, verkündet Purzels „Mutti"-Geschrei draußen irgend eine weltbewegende Sensation. Das heißt, die Welt, die davon bewegt wird, ist durchaus ihre ureigenste, und ich muß manchmal den Kopf schütteln über das, was solch siebenjährigem Kleinmädelherzen alles vieltausendmal wichtiger erscheint, als meine schönsten Reime, meine tiefgründigsten seelischen Probleme.

Und so auch heute: ich sitze vertieft, voll heiligen Eifers über meinem bestellten Aufsatz „Pfingsten, das Fest der Freude" — ich habe den Faden gefunden, ich halte ihn, spinne ihn weiter — ich bin im schönsten Gelingen — — da meldet sich's draußen:

„Mutti! Mutti! Mutti!"

Ich höre — aber ich kann nicht reagieren; der Bleistift fliegt, und wenn ich meinen Faden verliere, wer hilft mir, ihn wieder zu erwischen?"

„Mutti! — Muttile! Liebe, liebe Mutti!" „So komm doch bloß!"

Es ist Bitten, Flehen, Heischen — es ist der Schlachtruf, mit dem die Sensationen ihr Werk der Weltbewegung einzuleiten pflegen.

Und also laß ich Pfingsten — Pfingsten, Freude — Freude, Arbeit — Arbeit sein, und stürze ans Fenster: vielleicht gibt es einen Maikäfer zu bewundern, oder einen Frosch, vielleicht eine besonders schöne Blume — und der Ueberschwang des Purzelherzens muß sich mitteilen. Denn geteilte Freude ist bekanntlich doppelte Freude — und es ist ein Ehrenamt, an der Verdoppelung der Freude eines Menschen durch bloße Teilnahme daran beizutragen. Und also stürze ich zum Fenster, aller Erwartung voll, und sehe mein Purzelkind, zappelnd an allen Gliedern am Gartengitter herumhüpfen — und sie ruft jubelnd:

„Mutti — Muttile — denk mal: mein Haar ist schon so lang, daß ich es mit den Spitzen in den Mund nehmen kann!"

Was sie voll glühenden Eifers an Ort und Stelle beweist. Sie strahlt.

„Fein — was?" und da sie die erwartete Zustimmung nicht gleich findet, enthüpft sie eilends.

Kann ich das meinem Pfingstaufsatz einverleiben? Ach nein. Es ist nur die Bruchstelle in meinem Faden, den ich nun nicht mehr zusammenknüpfen kann. Aber Purzel ist zufrieden, ist glücklich, ist stolz. Ihre Freude ist vollkommen, es ist kein Schimmer eines Schattens darauf gefallen. Wenn sie heute abend im Bettchen liegt, wird sie von zwei langen Zöpfen träumen, die zur Zeit den Gipfel ihrer Sehnsucht bedeuten, und sie wird sich dieser Sehnsucht und all ihren Zielen um ein Beträchtliches näher gerückt fühlen.

Während ich einem Gedanken nachjagte, hat sie ein Stückchen Leben beim Schopfe erwischt — wenn es auch nur ein Spitzchen ihres eigenen Schöpfleins war, das bis zum Munde reichte.

Und was ist wichtiger? A. W.

Das Brüderchen

Fritzl hatte in mancherlei Dingen eine eigene Meinung, von der er oft nur schwer abzubringen war, mitunter sogar überhaupt nicht. Das führte natürlich zu unfruchtbaren Auseinandersetzungen und, um das damit verbundene Geschrei abzustellen, gab die Mutter so oder so doch nach. Sie meinte freilich, den Fritz damit endlich einmal in die rechte Bahn zu bringen. Wie sie sich aber geirrt hatte, das sollte sie bald erfahren.

Der kaum dreijährige Fritzl, der trotz oder wegen seiner Jugend der Mutter so arg zu schaffen machte, sollte bald ein Geschwister bekommen. Es lag nahe, daß ihn die Mutter schon rechtzeitig darauf vorbereitete. Sie fand darin eine willkommene Gelegenheit, ihrer bisher vergeblich gewesenen Erziehungsmethode eine Wendung zum erfolgreicheren Einfluß auf ihren Jungen zu geben, und so sagte sie:

„Fritzl, wenn du nicht fein artig bist, bekommt dein Brüderl das Schaukelpferd."

„Fritzl, wenn du nicht folgst, ist's Brüderle mein Liebling."

„Fritzl, wenn du immer so ungezogen bist, sag ich's dem Brüderl, dann lacht es dich aus."

Und das Brüderle war gekommen. Es lag still schlafend in der Wiege, als der Vater mit dem Fritzl ins Zimmer trat und zu ihm leise sagte:

„Das Brüderl ist da, Fritzl!"

Der hatte noch die Peitsche in der Hand vom Fuhrmannspielen. Als er der Wiege ansichtig wurde und sich etwas darin bewegen sah, rief er plötzlich unter zornigem Schluchzen:

„Ich brauch kein Brüderl! Ich brauch kein Brüderl!"

„Aber Fritzl!", fuhr der Vater erstaunt und erschreckt auf. Die Mutter aber weinte still in die Kissen hinein. Sie hatte ihren Fritz verstanden.

Die verlorene Kette

Herta blickte alle paar Schritte auf ihr linkes Aermchen und bestaunte das bunte Armband, das sie heute zu ihrem achten Geburtstage von der Mutter bekommen hatte. Das war doch eine Ueberraschung gewesen, und um so größer war natürlich auch die Freude. Rote, gelbe, blaue, bunte Perlen waren es, so groß wie Bohnen, mit einem feinen Kettchen und einem zierlichen Schnappschloß zusammengehalten. Heute durfte sie nun auch noch mit der Mutter in den Zoologischen Garten gehen, aber sie verlor trotz der nie geschauten Wundertiere das Kettchen nie aus den Augen. Erst vorm Affenkäfig nahm sie die Drolligkeit der lustigen Gesellen so gefangen, daß sie sich ganz vergaß und auch das liebe Geschenk.

Plötzlich schrie sie auf:

„Mein Kettchen ist weg! Mutter, mein Kettchen!"

Alles Suchen half nichts. Der Kummer war grenzenlos.

Der Wärter, den das schluchzende Kind dauerte, versprach, in der Fundstelle des Gartens nachzufragen.

Doch das Kettchen blieb trotz aller Mühe, die sich die Mutter machte,

verschwunden. Vielleicht war es unbeachtet irgendwo liegen geblieben, vielleicht aber hatte man seine Wertlosigkeit erkannt und kümmerte sich nicht weiter darum, oder die Perlen waren verstreut und zertreten worden.

An einem der nächsten Abende — das Kettchen war immer noch nicht vergessen, und noch hoffte das Kind, der Wärter könne es ihr wiederbringen — sagte sie mit einem leuchtenden Schimmer neuer Hoffnung in den Augen:

„Muttchen, ich werde den lieben Gott bitten, daß er mir das Kettchen wieder schickt. Du sagst doch, er kann alles?"

Darauf war eine Antwort schwer, aber die Mutter suchte das rechte Wort:

„Der liebe Gott wird sich wohl um solche Sachen nicht kümmern können."

Herta machte erstaunte Augen. Das verstand sie nicht. Das Kettchen war für sie doch alles. Und als die Mutter die Enttäuschung aus dem Gesicht des Kindes las, kam ihr ein Einfall:

„Wenn das Kettchen nun ein Mädchen gefunden hätte, dem die Mutter nie eins hätte kaufen können?! Wie wird sich das aber gefreut haben!"

„Aber das Mädchen hätte doch das Kettlein abgeben müssen?"

„Freilich, das wird sie schon versucht haben, aber da wird der Herr auf der Fundstelle gesagt haben: ‚Dafür wird sich wohl keiner melden. Das kannst du schon behalten, mein Kind, das lohnt sich nicht.'"

Nicht gleich begriff Herta, aber dann lächelte sie doch wieder in der neuen glücklichen Vorstellung, einem armen Kind eine Freude bereitet zu haben."

Die Holzschale

Frau Lohebann hatte unstreitig viel Geschmack, ihr Heim zu gestalten. Da war auch nichts in den Zimmern, was ihrem Schmucksinn nicht alle Ehre gemacht hätte. Sie wäre gewiß eine schaffende Künstlerin geworden, wenn das Leben ihr nicht einen anderen Weg gewiesen hätte. Nun schöpfte sie ihre Herzensneigung ganz aus, indem sie ihr Heim einfach, aber mit reifem Geschmack ausgestaltete.

Vaters Geburtstag stand bevor. Der zehnjährige Karl entfaltete eine geheimnisvolle Tätigkeit, ihm diesmal ein Geschenk selbst zu verfertigen. Die Bastelstunde in der Schule hatte ihn dazu angeregt. Mühsam schnitzte er aus einem Kanten Holz eine Schale, die für den Schreibtisch des Vaters bestimmt sein sollte. Freilich sah das Werk roh und unbeholfen aus, und die grüne Farbe, die das harzige Holz nicht sauber und gleichmäßig aufnahm, machte die Schale nicht ansehnlicher. Aber das beirrte den Knaben nicht in seiner Vorfreude, seinen Vater mit einem eigenen Werk überraschen zu können.

Am Morgen des Geburtstages wollte er damit zuerst die Mutter überraschen, die gerade den Schreibtisch mit Blumen schmückte. Er hatte auch ihr noch nichts davon gesagt.

„Nun zeig, was du für Vater hast?"

Sonnenwende



Aufnahme Ahrens

Wir sind ein Volk und sind wie Flammen,
wir brennen Scheit an Scheit zusammen.
Und wie die Waberlohe steigt
und uns den Weg zur Sonne zeigt,
so folgen wir der weißen Glut,
wir alle, wie ein Fleisch und Blut.
Wir sind ein Volk und das ist gut!

W. Hauert.



Die erste Liebe

Isochrom-Aufnahme, Einsenderin: Agfa

★

O schelte deine Kinder nicht,
Die gern und lange spielen:
Es treibt sie früh genug zur Pflicht
Zu ernsten schweren Zielen.

Und noch im Alter und im Leid
Wirft als Erinnerung immer
Der Kindheit reine Seligkeit
Ins Leben sanften Schimmer.

M. Blanckartz.

Strahlend packte der Junge die Schale aus.

Musternd und enttäuscht besah sich die Mutter das Schnitzwerk. Die Wirklichkeit gab ihrer Enttäuschung recht. Diese grüngefleckte rauhe, ungeschlachte Holzschale paßte nie und nimmer zu dem schwarzen marmornen Tintenzeug, zu der gediegenen Schreibmappe aus hellem Leder und zu der bronzegetriebenen Lampe. Sie ließ nur ihren reifen Künstlersinn sprechen und übersah dabei die zärtlich schenkende Kinderhand:

„Aber, Junge, das paßt doch nicht auf Vaters Tisch!"

Einen Augenblick starrte der Knabe erschrocken, dann griff er blitzschnell nach der Holzschale, und ehe die Mutter sich's versah, war er fort. Sie hörte ihn nach der Küche eilen, aber bevor sie ihn erreichen konnte, war er in seinem Zimmer verschwunden. In banger Ahnung nahm sie den Eisenring vom Herd. Die Flammen aber hatten die Holzschale schon erfaßt, und dazwischen starrten giftiggrüne Flecken in ein beschämtes Mutterauge.

Die Sammelwut

Seit einigen Wochen war der Friede des Hauses Bellerweit wieder einmal sehr gestört, zum größten Mißvergnügen des Herrn Bellerweit selbst, der nach der Geschäftszeit die Ruhe daheim umsomehr schätzte, je mehr es Aerger im Leben draußen gab. Mutter Bellerweit hatte alle Mühe, die Ursache dieser Störung, ihren Aeltesten, den dreizehnjährigen Rolf, in Schutz zu halten, wenn er sich auf dem Heimweg von der Schule oder auf einem Besorgungsgang über das zulässige Maß hinaus verspätete. Nun hatte ihm der Vater schon ein Fahrrad gekauft, damit er den Schulweg von einer knappen halben Stunde nicht zu Fuß zurücklegen mußte und pünktlich zum Essen zu Hause sein konnte, aber in den letzten Wochen war's wieder übel. „Wo steckt denn bloß der Rolf wieder? Kann er sich denn nicht endlich Pünktlichkeit angewöhnen? Wozu habe ich ihm denn das Rad gekauft?" Herr Bellerweit war sehr aufgebracht.

Besorgt blickte Frau Bellerweit durch das Erkerfenster die Straße hinunter, wo Rolf herkommen mußte. Richtig, da stand er wieder mit seinen drei Kameraden zusammen, eifrig vertieft in ihren Bildertausch. Das war seit einiger Zeit eine Leidenschaft, die ihn ganz beherrschte, weswegen er sogar die wiederholten Schelte still und ergeben in Kauf nahm. Doch so konnte es nicht weitergehen. Sie sann nach, wie sie entweder ihren Sohn von dieser Leidenschaft befreien oder aber wie sie ihren Mann dazu bringen konnte, für die gewiß nicht sträfliche Spiel- oder Sammelneigung, wie man sie nun nennen wollte, einiges Verstehen entgegenzubringen. Denn schließlich würde auch das einmal vorübergehen.

Einmal hatte sie den Sohn beim Vater damit zu entschuldigen versucht: „Du warst ja auch einmal eifriger Markensammler!" Aber da war sie schlecht angekommen. Seitdem rührte sie nicht mehr daran.

Auch heute war man schon wieder mit dem Essen fertig, als Rolf mit hochroten Backen angestürmt kam, den kostbaren Schatz von Bildern in der Hand.

„Guck' mal, Mutter, jetzt habe ich die Serie „Deutsche Kaiser und Könige" voll, bis auf eine..."

Die Mutter winkte mit einem Blick auf den Vater ab. Der war bereits mit einem brummigen, in sich verschlossenen Gesicht aufgestanden, um auf seinem Sofa ein wenig Ruhe zu finden. Rolf aß, was ihm die Mutter nachträglich auftrug, schweigend, in unruhiger Ahnung eines Aerger-Ausbruches beim Vater. Schon wiegten sich Mutter und Sohn in dem Glauben, daß das „Gewitter" heute, ohne sich zu entladen, vorüberging. Da sagte Herr Bellerweit:

„Diese Bummelei ..." Weiter kam er nicht, denn der Fernsprecher schnellte dazwischen:

„Ja?" meldete sich Herr Bellerweit. „Ach du bist es, Erwin, was gibt es denn?" Seine Stimme hatte nichts mehr von der Düsterkeit, mit der er vorher seinem Sohn Vorwürfe machen wollte.

„Du willst gleich kommen? Ja, gewiß, es paßt mir, was gibt es denn? So, da bin ich ja sehr neugierig auf die Ueberraschung."

Kaum zehn Minuten waren vergangen, während Herr Bellerweit in erwartender Spannung saß, denn sein Freund hatte ihm eine solche in Aussicht gestellt, die ihm sicherlich viel Freude machen würde. So hatte er die Absicht vergessen, daß er mit seinem Sohn, diesmal aber ganz gründlich, ins Gericht wollte.

Kaum eine Viertelstunde später kam der Freund mit einem Herrn, der ein dickes Buch unterm Arm trug. Herr Bellerweit erkannte sofort: „Eine Markensammlung?"

„Ja, und was für eine!" bestätigte sein Freund Ostermann. Ich weiß, daß du früher ein leidenschaftlicher Sammler warst und gern eine Gelegenheit wahrnehmen wolltest, dir wieder mal eine zuzulegen. Hier ist sie. Der Preis wird dir schon vorteilhaft genug sein."

Herr Bellerweit war schnell vertieft in die Sammlung:

„Ah, sogar 1 Kreuzer Bayern schwarz!"

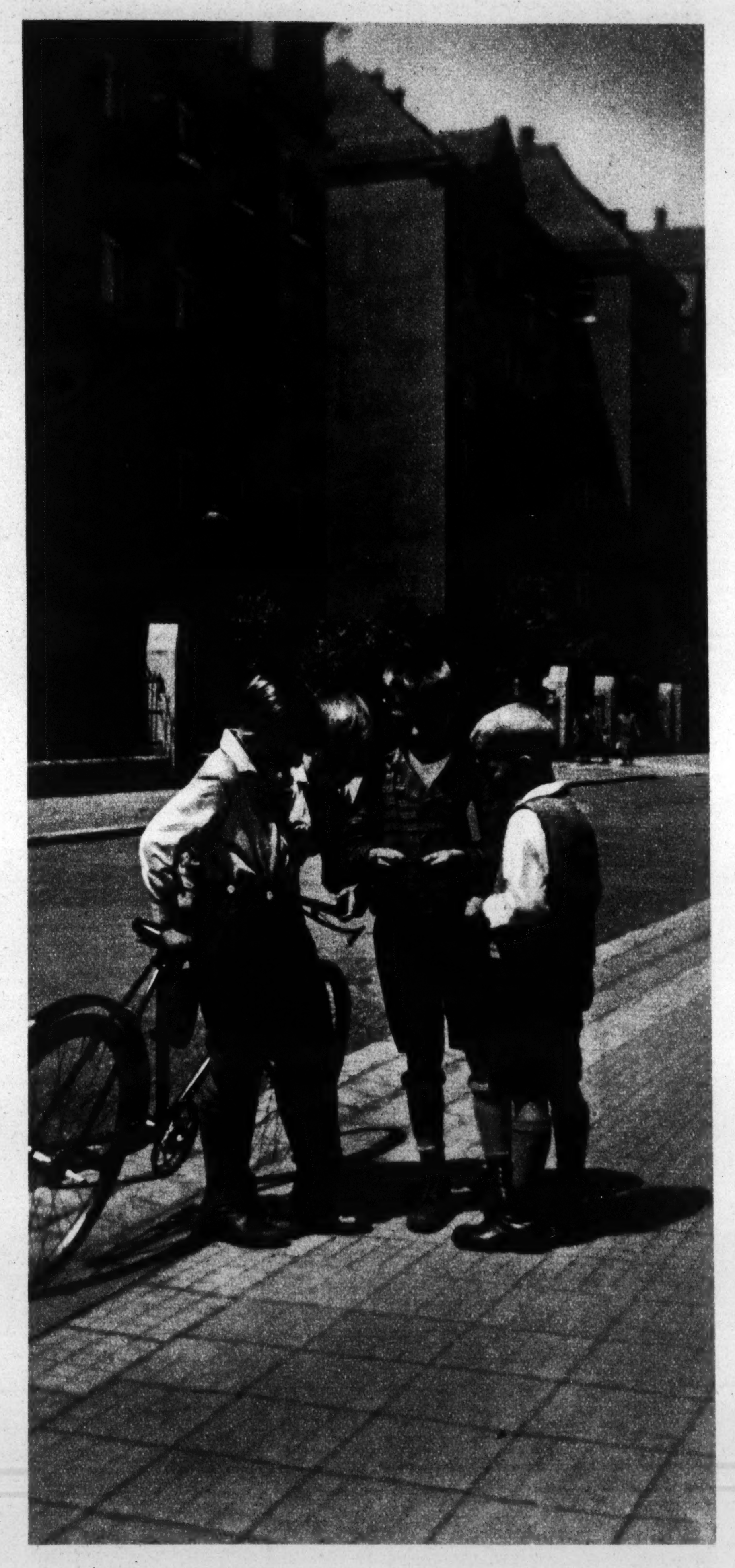
„Ja, Bayern ist sogar ziemlich komplett!"

Bald waren die Herren in ein Gespräch vertieft, sodaß sie gar nicht merkten, wie Rolf sich über den Schreibtisch beugte und mit gierigen Augen die bunte Pracht verschlang.

Als Herr Bellerweit dann später mit seinem Schatz allein war, trat seine Frau hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter. Sie freute sich mit ihm über den Erwerb dieser Sammlung, wußte sie doch, daß ihm damit ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung ging. Dann sagte sie:

„Die Liebe zum Sammeln hat Rolf sicher von dir, Günther."

Da nickte er stumm. „Ist doch ein ewiger Kreis, dieses Leben", dachte er. Und Vorwürfe hat er seinem Jungen nicht mehr gemacht. Im Gegenteil, von nun an wußte er ihm zu raten.



In eifrigem Austausch

Isochrom-Aufnahme, Einsenderin: Agfa

Großmutter, erzähl uns ...



Aufnahme Ahrens

Welche Freudenfülle geht für ein Kinderherz von diesem Wort aus. Ein glückliches Kindsein ist ohne sie fast gar nicht denkbar. Mag sie nun im Hause wohnen oder nur hin und wieder zu Besuch weilen, das Wissen um ihr Dasein allein löst in den Kindern ein beglückendes Gefühl aus. Seltsam, daß gerade sie, die sich äußerlich und zeitlich am weitesten von der Kindheit entfernt hat, sich im Fluge die Herzen ihrer Enkelkinder erobert und so schnell den Weg ins Kinderland zurückfindet. Kennt sie doch am besten den verborgenen Eingang in die Märchen- und Wunderwelt, den Pfad zum Dornröschenschloß und nach den Zwergen hinter den sieben Bergen. In ihren zitternden Händen hält sie den goldenen Zauberschlüssel. Da springen die Riegel der verwunschenen Schlösser auf, da rauschen die versteckten Märchenbronnen, da raunt es geheimnisvoll in den Büschen von allerhand Fabelwesen, in den Lüften klingen alte Reime und Lieder aus längstvergangenen Zeiten. Sie pflückt im Dämmerschein die schöne Blume „Erinnerung" und windet sie den Kindern zum unvergeßlichen Kranze; sie rüttelt am Baum „Es war einmal" und läßt die alten Märlein und Sagen den Kindern in den Schoß fallen. Das größte Wunder aber vollzieht sich an ihr selber. Die sonst so kränkliche, dem Leben halb schon entrückte Frau wird selbst wieder jung im Kreise der jungen Schar. Sie singt und lacht wieder, spielt Ri — ra — rutsch mit dem Kleinsten, macht ein Ballspiel mit den größeren und versucht es sogar noch mit einem Ringelreigen. Oma sucht Blumen und Pilze, sie wird nicht müde, Fragen zu beantworten, zu erklären, und vor allen Dingen selbst zuzuhören. Sie kann die schönsten Figuren aus Papier schneiden und hat in allem, was die Enkelkinder angeht, ein erstaunliches Gedächtnis. Sie kennt die geheimsten Geburtstagswünsche, und wenn sie in der Ferne weilt, kommt ihr Gruß ihr Geschenk eher einen Tag zu früh als zu spät. Sie weiß genau, wann das Kleine ein paar Strümpfe braucht oder das Püppchen ein neues Kleid benötigt. Sie hat die besten Beziehungen zum Weihnachtsmann. Ueberhaupt — Oma erlaubt so vieles noch, was sonst verboten ist, und das ist nicht zuletzt der Grund, weshalb sie so geliebt wird. Das Haus atmet auf, wenn sie endlich einmal wieder erscheint und sich der Kinder annimmt. Ein Gefühl der Erlösung überkommt die vielgeplagte Mutter, wenn Oma, von der jubelnden Kinderschar begleitet, das Haus verläßt und Wald und Wiesen oder dem Spielplatz zusteuert. Besser als bei ihr sind die Kinder nirgendwo aufgehoben, und wenn auch ihre Aufsicht oft der Strenge entbehrt, so leitet doch ihre Liebe und Güte die Kleinen besser als die aufmerksamste Kinderpflegerin.

Gold- und Silberhaar, ein weiches Händchen und eine harte Hand, ein müdes und ein jungfrisches Augenpaar! Kann es größere Gegensätze geben! Und doch eint alles eine große Liebe, das natürliche Band des gemeinsamen Blutes, das keine Macht der Welt zu zerreißen vermag. Was ist da schöner, eine Großmutter zu haben oder es selbst zu sein! A. S.

Was sollen unsere Kinder werden?

Der Förster

Wer den Wald wirklich kennt, muß ihn lieben. Sein Rauschen und Flüstern und das stille, verborgene Leben seiner Tierwelt zieht uns unwiderstehlich in seinen Bann und offenbart so die tiefe Naturverbundenheit des Menschen mit der ewigen Erde. Darum möchte so mancher Junge Förster werden!

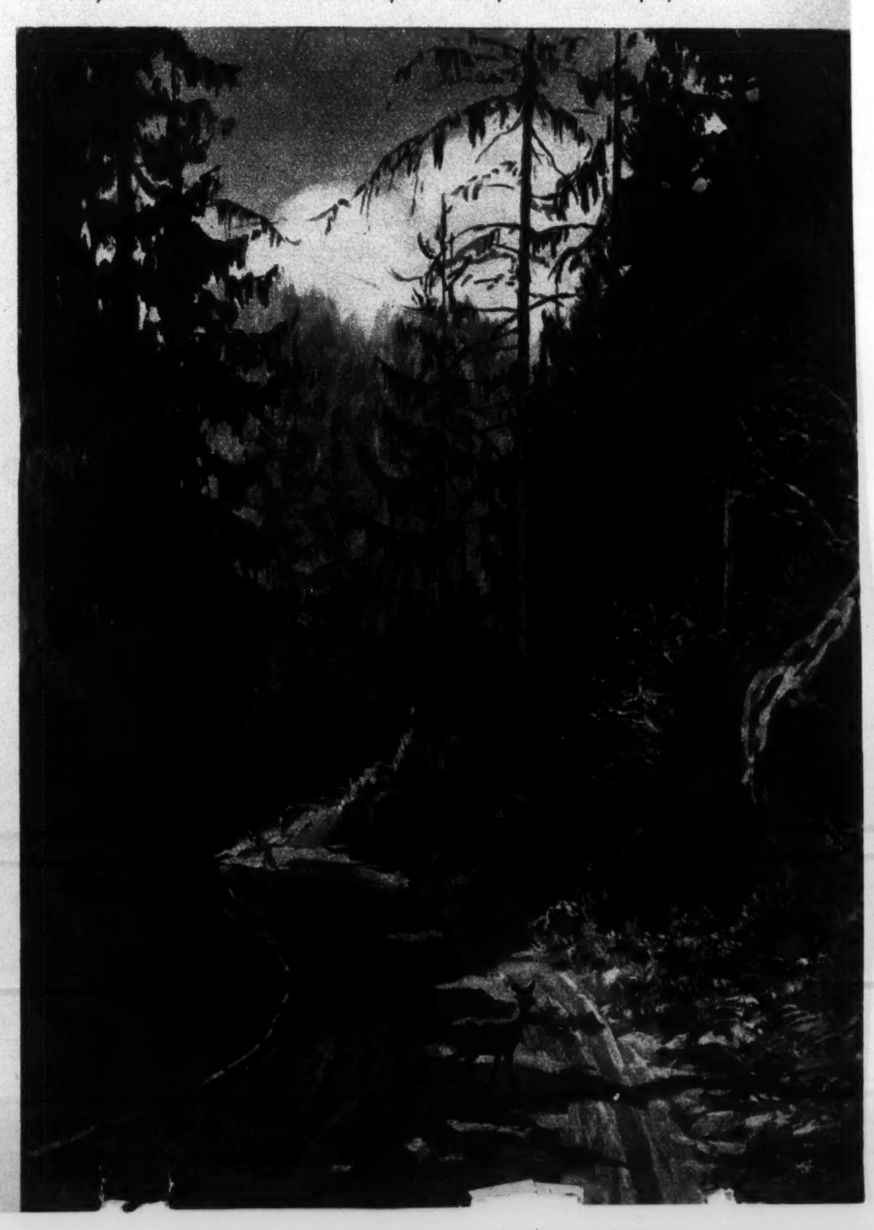
Diesen Wunsch zu verwirklichen, ist nicht leicht, denn sowohl in körperlicher, als auch in geistiger und moralischer Hinsicht werden besondere Anforderungen an ihn gestellt, mag er nun den Betriebs- oder den Verwaltungsdienst wählen.

Dieser Zug zum Walde ist ein Erbteil, von unseren Urvorvätern überkommen. Heilig galt ihnen mancher Hain oder Bäume als Wohnung einer Gottheit. Deshalb sprechen wir noch heute von dem heiligen Schweigen des Waldes und fühlen uns unter seinem grünen Dach der Gottheit näher.

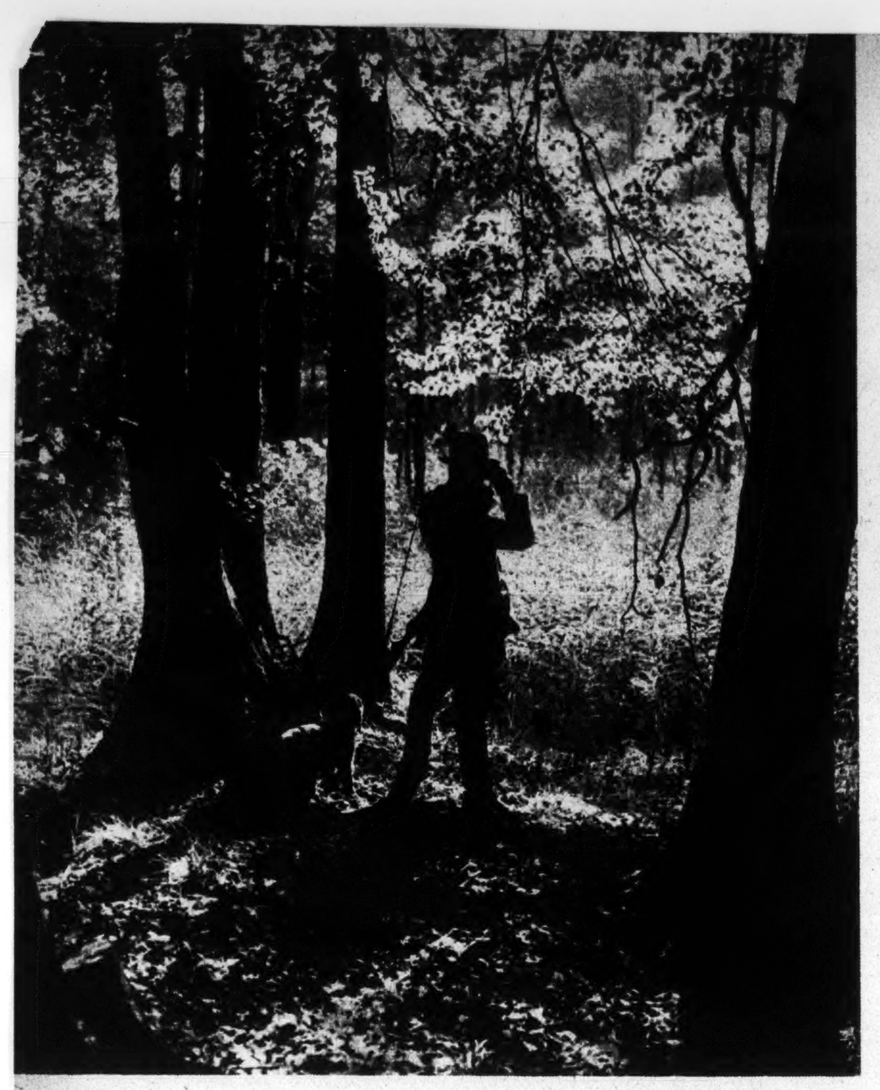
Schon in ältester germanischer Zeit standen jedem Freien auf herrenlosem Gebiet ebenso wie auf der eigenen Scholle Wald-, Weide- und Jagdgerechtsame zu. Das war für sie sehr wichtig, denn solange es keine Viehzucht gab, mußte die Jagd das nötige Fleisch liefern. Darüber hinaus bot sie den Männern in Zeiten des Friedens die Gelegenheit, sich mit der Waffe zu betätigen, ihren Mut zu stählen im Kampf mit dem wehrhaften Wild, dem Bären und Wolf, dem Wildschwein und namentlich dem Auerochsen und Wisent. Daneben bot der Wald dann noch das Holz zum Hütten- und Bootsbau und zum heiligen Herdfeuer.

Fest hielten die Freien an ihren uralten Rechten. Als im Mittelalter dann die Fürsten und der Adel ihre Macht immer mehr ausdehnten, den freien Bauern die Gerechtsame nahmen, ja, als der Bauer auch dann nicht das Wild von seinen Aeckern vertreiben durfte, wenn es seine Saaten vernichtete, er sogar bei Treibjagden in Sturm und Wetter unentgeltlich Treiberdienste leisten mußte, da begehrte er auf. Diese ungerechten schweren Lasten trugen nicht zuletzt zum Ausbruch des Bauernkrieges bei, der Deutschland in Blut und Flammen zu ersticken drohte, in dem der Bauer aber unterlag. Noch schwerer lastete in Zukunft die Faust des übermütigen Adels auf dem deutschen Bauernstand. Aber diese Entrechtung nahm er nicht schweigend hin. Im Verborgenen gingen die Kämpfe weiter. Das Recht, das den Bauern öffentlich versagt wurde, nahm er sich im Geheimen, indem er sich an Holz und Wild vergriff. Nun begannen schwere Zeiten für die Jäger. Sie mußten und wollten Wald und Wild schützen. Aber sie hatten dabei gegen verborgene Mächte, gegen einen zu allem bereiten, mutigen Feind zu kämpfen. Dieser war durch den ständigen Umgang mit der Natur mit allen Lebensgewohnheiten der Waldestiere vertraut, wußte die Waffe, die ihm zum Handwerkszeug geworden war, zu gebrauchen. Aus diesen schweren Aufgaben ergab sich schon von jeher, daß zum Forst- und Weidmann nur der geeignet erscheint, der Wind und Wetter trotzen kann, der stark, klug und mutig auch sein Leben einsetzt, um seine Pflicht zu erfüllen. —

Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich als Auswirkung politischer Umwälzungen wieder die Rechtsstellung des Bauern. Die Staaten anerkannten, daß der Mann, dessen Felder das Wild ernähren, auch ein Recht auf dieses haben muß. Mit Rücksicht auf die Erhaltung des Wildes aber war es nicht möglich, jedem Landwirt freies Jagdrecht auf der eigenen Scholle zu gewähren, denn sonst wäre gar bald das letzte Stück Wild in Wald und Flur abgeschossen worden. Darum bekommt der Bauer heute, entsprechend der Größe seiner Feldmark, seinen Anteil an der durch die öffentliche Versteigerung erzielten Jagdpacht. Er wird außerdem für entstandenen Wildschaden entschädigt. Selbstverständlich ist die Berechtigung zum Jagen heute gesetzlich geregelt. Mithin kann nicht jeder, der von der Jagdleidenschaft ergriffen ist, ihr fröhnen. Wer das Glück hat, in die grüne Gilde eingereiht zu werden, wer den Wald und seine Geschöpfe liebt, ihnen sein Wollen, sein Leben und Wissen weiht, der führt das naturverbundenste Leben, das man sich



Zeichnung von Mottschaß



Aufnahme Atlantic-Photo

nur denken kann. Fernab vom Getriebe, dem Hasten der Stadt, lebt er inmitten des Waldes. Und wie mit der Natur, ist er auch mit seiner Familie enger als in irgend einem anderen Berufe verbunden. Deshalb muß der Forstmann die notwendigen Kenntnisse erster ärztlicher Hilfe bei Unfällen besitzen, seinen Familienmitgliedern, den unter seiner Aufsicht Arbeitenden, bei plötzlichen Erkrankungen helfen können. Denn der Arzt ist weit. Krankem Vieh muß er zu helfen wissen, aber auch erkennen, wenn Seuchen in seinem Wildbestand ausbrechen. Daneben heißt es, Tischler, Schlosser, Schmied und Zimmermann zu sein. Und wie er weiß, den Wald anzulegen, zu pflegen, ihn vor Schädlingen zu bewahren, so muß der Forstmann auch Bauer sein. Die Forstfrau hat keine Zeit, auf den nächsten Markt zu fahren, um Einkäufe zu machen. Da gilt es, selbst seinen Kohl, seine Kartoffeln, Gemüse, Getreide zu bauen, für das Obst zu sorgen, Schweine zu mästen, Hühner zu halten. Daß dies alles mit Liebe geschieht, beweist uns jeder Besuch in einem Forsthaus. Immer ist neben dem Gemüse auch ein hübscher Blumengarten vorhanden, denn die Liebe zur Natur ist stets gepaart mit der Freude an der Schönheit seiner Schöpfungen.

So, wie der Forstmann seinen Wald zu betreuen hat, muß er das Wild hegen. Unter Hege ist aber nicht eine sinnlose Vermehrung zu verstehen, darum sprechen wir heute von einer „Hege mit der Büchse". Das bedeutet, daß wir nur das Wild weiterzüchten wollen, das artgesund und damit für die Fortpflanzung geeignet ist. Geschieht diese Auswahl nicht, vermehrt sich erbkrankes, schwaches Wild, so wird dadurch der ganze Bestand bedroht. Ist aber der Stamm erst einmal geschwächt, erliegt er sofort einer Seuche. In früheren Jahrhunderten besorgten diese naturgemäße Auswahl der Bär, Luchs und Wolf. Sie griffen und rissen die Tiere, deren sie am leichtesten habhaft werden konnten; das waren die kranken und schwachen.

Hat der Forstmann dieses Ziel erreicht, hat er nur gesundes, kräftiges Wild in seinem Revier, so kommt eine nächste große Aufgabe. Unsere heutigen, modernen Wälder, die mit Urwäldern unserer Vorfahren nichts mehr zu tun haben, bieten dem Wild, namentlich in Zeiten der Not, nicht alles das, was es braucht. Die Dickichte, die ihm Schutz und Aesung gewährten, sind zum Teil ausgeholzt. Da muß also künstlich nachgeholfen, das Wild im Winter gefüttert werden. In diesen Zeiten der Not muß der Förster doppelt auf der Hut sein. Auch die Raubschützen wissen, daß das Wild sich gern an den Futterplätzen aufhält, wo es leicht abzuschießen oder mit der teuflischen Schlinge zu fangen ist. Da liegt dann der Förster manche kalte Winternacht draußen auf der Lauer, um sein Wild zu schützen.

Es liegt auf der Hand, daß sich zum Försterberuf nur „ganze Männer" eignen und daß der Staat bei der Auswahl streng vorgehen muß.

Wie wird man nun Forstmann?

Wir unterscheiden in der Staats-Forst-Verwaltung zwischen Betriebsdienst und dem eigentlichen Forstverwaltungsdienst. Alle Gesuche um Anstellung sind bei dem Landesforstmeister einzureichen. Grundbedingung für die beiden Dienstarten ist: arische Abstammung, auf dem Abgangszeugnis mindestens genügend in Deutsch, Naturwissenschaften, Mathematik und Leibesübungen. Bester Gesundheitszustand.

Der Betriebsdienst fordert Schluß-Zeugnis einer voll ausgestatteten Mittelschule oder Ober-Sekunda-Reife. Bewerber muß das 18. Lebensjahr begonnen, das 20. nicht vollendet haben, gute Augen (keine Brille), normales Gehör, sowie fehlerfreie Sprache besitzen.

Die neuesten Bestimmungen schreiben dem Bewerber vor: ein Jahr forstliche Lehre bei einem Lehrrevierförster und Lehrforstmeister, ein halbes Jahr Arbeitsdienst, ein Jahr Forstschule mit Abschlußprüfung (erste Forstl. Fachprüfung), ein Jahr Reichswehr, fünf Jahre Vorbereitungsdienst als Hilfsförster (Beamter) und zwar im Forstjahr und in der sogenannten Geschäftszimmerzeit. Nach Beendigung dieser Vorbereitungszeit wird im fünften Jahre die zweite forstliche Fachprüfung (Revierförsterprüfung) abgelegt und der Anwärter zum Förster ernannt, womit er Anwärter auf eine freiwerdende Revierförsterstelle ist.

Bewerber des Forstverwaltungsdienstes müssen das Zeugnis der Reife vorlegen können, dürfen nicht über 22 Jahre alt sein. Im Falle der Annahme hat er der ½jährigen Arbeits- und 1jährigen Heeresdienstpflicht zu genügen und ein Jahr praktische forstliche Vorbereitungszeit abzuleisten. Das Studium dauert vier Jahre, die Zeit der praktischen Ausbildung als Forstreferendar 2½ Jahre. Darauf kann die große forstliche Staatsprüfung abgelegt werden, nach deren Bestehen der Anwärter als Forstassessor beschäftigt und bezahlt wird. Die Anstellung als Forstmeister hängt von dem Freiwerden planmäßiger Stellen ab.

Neben der Laufbahn für den staatlichen Forstverwaltungsdienst besteht die Möglichkeit, sich für den Gemeinde- und Privatforstverwaltungsdienst auszubilden. Die Bestimmungen für diese Laufbahn enthält die Allg. Verfügung des Preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten III 6 vom 27. Februar 1933 — III 1493 —, die in Nr. 12 des Ministerialblattes der Preuß. Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten von 1933 (Verlag von Paul Parey in Berlin SW. 11) veröffentlicht ist. Der Ausbildungsgang ist mit wenigen Abweichungen derselbe wie für die Staatslaufbahn.

Dr. Arthur Berger.

Dr. Annemarie Wulff:

Bäuerliche Frauenbildung

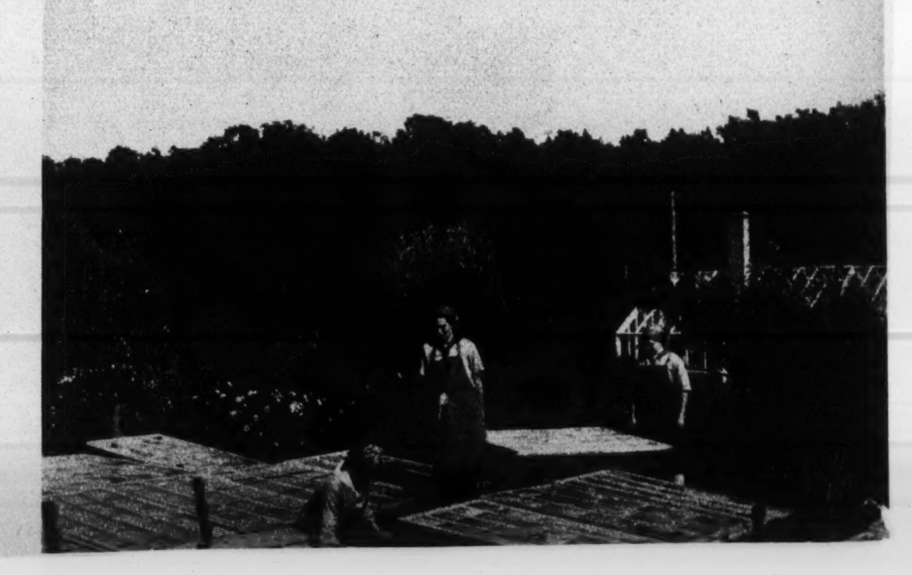


3 Aufnahmen Reifensteiner Verband

Jeder deutsche Bauer und jede deutsche Bäuerin soll künftig regelrecht für ihren Beruf geschult werden. Das ist das Ziel der Neuordnung auf dem Gebiet des ländlichen Schulwesens, die grade jetzt für ganz Deutschland vollzogen ist. Bauer zu sein ist ein verantwortlicher Beruf, für den man ebensogut vorbereitet sein muß wie für irgendein Handwerk, irgendeine kaufmännische oder sonstige „gelernte" Tätigkeit. Und Bäuerin wird man nicht kraft Eheschließung oder Erbschaft oder gar durch ein Geschenk, das einem zufällt. Auch sie übt einen wirklichen, in seinem Pflichtenkreis ungemein vielseitigen Beruf aus, der sie mitten in die Verantwortung stellt für die Familie, für den Boden und für die volkliche Gemeinschaft. Die Bäuerin ist ja nicht „nur" Hausfrau, etwa wie die Städterin. Einmal ist sie Familienmutter, der das Wohl der Kinder, des Mannes und des Gesindes obliegt, zu andern aber ist sie verantwortlich für große Teile der bäuerlichen Produktionswirtschaft, so z. B. für den Geflügelhof, die Schweine- und Kuhhaltung und nicht zuletzt für die gesamte Milchwirtschaft, die einen außerordentlich wichtigen Zweig der bäuerlichen Rentabilitätsberechnung darstellt. Und daß der Garten ebenso wie die Obst- und Gemüsegewinnung das unbestrittene Gebiet der Bäuerin ist, wird wohl niemand anzweifeln. Aber nicht genug damit: Kommt die Zeit der Ernte heran, ruft die Feldarbeit auch nach ihr. Wahrlich, ein aufgabenreicher Beruf wie kaum einer. Daraus versteht sich: taugt die Bäuerin etwas, ist sie tüchtig, wirtschaftlich, umsichtig, hat sie eine glückliche Hand, so blüht der ganze Hof; versagt sie aber, so wird auch der fleißigste und erfahrendste Bauer seinen Hof nicht auf der alten Höhe halten können. Verzichten aber kann kein Hof auf die Bäuerin.

Erkennt man das an, wird man weiter anerkennen, daß eine umfassende und gründliche Schulung der künftigen Bäuerin für ihren Beruf notwendig ist. Genau so wird man dann zugeben, daß die Aufgabe unserer Zeit, die Leistungssteigerung der deutschen Landwirtschaft, nur in dem Maße erfüllt wird, als es gelingt, die deutsche bäuerliche Frau für diese Gedanken zu begeistern, ihr das praktische und geistige Rüstzeug zu geben, damit sie sich mit ihrem ganzen Können und Schaffen für die Lösung mit einsetzt.

Daher die Neuordnung, die wirklich eine ganz neue Ordnung ist; die grundsätzlich aufbaut, die klare Berufswege in dem landwirtschaftlichen Frauenschaffen aufzeigt und die klare Forderungen an Eignung und Leistung für die Frau aufstellt, die den Vorrang einnehmen will, bäuerlich tätig zu sein. Das Reichserziehungsministerium und der Reichsnährstand haben bei der Aufstellung des neuen Planes eng zusammengearbeitet. Sie haben nicht aus theoretischen Erwägungen ein hochgelehrtes und wissenschaftliches Schulwesen aufgebaut. Sie haben vielmehr alle oft jahrzehntelange Erfahrungen ausgenutzt, die wir in Deutschland in den verschiedensten Schulungsstätten landwirtschaftlicher Art gemacht haben. Das Schulwesen, das sie aufbauen, die Wege beruflicher Ertüchtigung der deutschen Bäuerin, die nunmehr beschritten werden, tragen wirklich an der Stirn den Spruch: für das Leben wir.





Ein wenig anders ist die sog. „bäuerliche Haus-Werkausbildung" geregelt. Sie ist die praktische Ausbildungszeit der Töchter von Erbhofbauern, den sog. „Jungbäuerinnen". Die Richtlinien sagen hierzu: „Die bäuerliche Haus-Werkprüfung ist eine freiwillige. Sie soll der Jungbäuerin das Rüstzeug geben, daß sie den vielseitigen Arbeiten und der verantwortungsvollen Aufgabe der bäuerlichen Hausfrau (Erbhofbäuerin) gerecht werden kann. Erreicht wird dies dadurch, daß ihre praktischen Kenntnisse und Erfahrungen durch eine einjährige Tätigkeit in der Hauswirtschaft fremder Bauernhöfe oder landwirtschaftlicher Betriebe erweitert und ihr Wissen durch den Besuch einer Fachschule vertieft wird. Die Zulassung zur „bäuerlichen Haus-Werkprüfung" ist demzufolge abhängig von der Mitarbeit im elterlichen Erbhof, der Tätigkeit auf fremden Erbhöfen bzw. landwirtschaftlichen Betrieben, deren Leiterinnen die Genehmigung zur Ausbildung von Jungbäuerinnen erteilt ist, und dem erfolgreichen Besuch einer ländlich-hauswirtschaftlichen Fachschule."

Stellen wir einmal die Frage: Was kann das deutsche Mädel nun auf dem Lande werden, und wie kann sie es tun? Welche Ausbildungsmöglichkeiten gibt es?

Da ist zuerst das landwirtschaftliche und bäuerliche Haus-Werk. Jedes Mädel, das später irgendwie landwirtschaftlich arbeiten will, muß künftig die landwirtschaftliche oder die bäuerliche Haus-Werkprüfung bestanden haben. Das sind nun ganz neue Begriffe, die wir uns einprägen wollen.

„Zweck und Ziel der landwirtschaftlichen Haus-Werkausbildung ist", sagen die Grundbestimmungen des Reichsnährstandes, „dem Lehrling in allen Zweigen der ländlichen Hauswirtschaft Fachkenntnisse und Fertigkeiten zu übermitteln, ihn zu einem tüchtigen und charakterlich festen Menschen zu erziehen und somit die Grundlage für jeden Frauenberuf in der ländlichen Hauswirtschaft zu schaffen. Die Ausbildung der Lehrlinge, die sich nach einer zweijährigen Lehrzeit der landwirtschaftlichen Haus-Werkprüfung unterziehen wollen, erfolgt in den Landesbauernschaften."

Die landwirtschaftliche Haus-Werkausbildung ist also eine ländliche Lehrzeit, die jedes deutsche Mädel, das mindestens 16 Jahre alt ist, durchmachen kann. Sie schließt nach zwei Jahren mit einer Prüfung der sogenannten „landwirtschaftlichen Haus-Werkprüfung" ab, die vor der Landesbauernschaft abgelegt wird. Nach bestandener Prüfung führt der Lehrling die Bezeichnung „Ländliche Wirtschaftsgehilfin".

Diese ländliche Lehre ist genau geregelt und wird sorgfältig überwacht. Die Vermittlung der Lehrstellen erfolgt unentgeltlich durch die Landesbauernschaften, die nur besonders ausgewählten Bäuerinnen und Landwirtsfrauen die Anerkennung als Lehrfrau erteilen. Hohe Anforderungen an die praktisch-wirtschaftlichen und an die seelisch-erzieherischen Fähigkeiten stellen die Bestimmungen des Reichsnährstandes an die Lehrfrau, „damit eine Gewähr geschaffen ist, daß der Lehrling eine den neuzeitlichen Anforderungen genügende ordnungsgemäße praktische Ausbildung erhält."

Damit kommen wir zu einem weiteren neuen Begriff, den landwirtschaftlichen Fachschulen. Hier haben wir zwei Arten zu unterscheiden: die bäuerlichen Werkschulen und die bäuerlichen Frauenschulen. Beides sind wirkliche Fachschulen, die in gründlicher Arbeit Fachwissen vermitteln.

Die Werkschulen sind zum Teil nur während der Wintermonate geöffnet, da im Sommer die Mitarbeit der Tochter auf dem Hof nicht entbehrt werden kann. Es gibt aber auch eine große Reihe von Ganzjahresschulen. Ihr Ziel ist nach dem Lehrplan immer das gleiche: „Mit der Werkausbildung sollen einfache, bestimmte, gründliche, fleißige und zuverlässige Bauernmädchen erhalten und gefördert werden. Sie sollen fest im elterlichen Bauernhaus stehen, und die Brücke dorthin darf keineswegs abgerissen werden. Die künftige Bäuerin soll sich bewußt werden, daß sie mit ihrem Werk nicht nur dem Sein, sondern auch dem Werden des deutschen Volkes dient."

Die bäuerliche Werkschule ist also bewußt eine Schule der Jungbäuerin, die zur künftigen Erbhofbäuerin erzogen werden soll. Künftig darf und wird es keine Erbhofbäuerin in Deutschland geben, die nicht die Werkschule durchlaufen hat.

Die bäuerlichen Frauenschulen verfolgen im wesentlichen dasselbe Ziel. Auch sie wollen junge Mädchen für den Pflichtenkreis einer deutschen Bäuerin vorbereiten. Doch sind sie keine ausgesprochenen Jungbäuerinnenschulen. Vielmehr bilden sie neben den

Töchtern von Erbhofbauern, die allerdings bevorzugt aufgenommen werden sollen, auch alle andern jungen Mädchen für das Land aus, die eine abgeschlossene Volksschulbildung besitzen und mindestens 16 Jahre alt sind.

Der bäuerlichen Frauenschule kann noch ein zweites Jahr, eine Oberklasse, angegliedert sein. Sie fördert und vermittelt die Allgemeinbildung auf der Grundlage des Bauerntums. In der Oberklasse werden hohe Anforderungen an die geistigen, organisatorischen und handwerklichen Leistungen der Schülerinnen gestellt. Die Absolventinnen dieser Klassen müssen eine gute geistige und praktische Durchbildung besitzen, die sie befähigt, Führerinnen im Bauerntum zu werden. Zur Aufnahme in die Oberklasse ist die mittlere Reife erforderlich, Ablegung der landwirtschaftlichen oder bäuerlichen Haus-Werkprüfung und der einjährige Besuch einer bäuerlichen Frauen- oder Werkschule. Der Lehrgang schließt mit der Staatsprüfung im bäuerlichen Haus-Werk ab.

Als letzte Ausbildungsstätte seien genannt die Lehrerinnenbildungsanstalten zur Ausbildung von Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde. Ueber die Aufnahmebestimmungen in diese Anstalten soll noch weiter unten mehr gesagt werden.

Zunächst wollen wir die Berufe und die dafür vorgesehenen Bildungswege nennen:

I. Die Haus-Werkprüfung.

Ihr muß sich unterziehen, wer folgende Berufe ergreifen will: Jungwirtin und Oberwirtin, ländliche Haushaltspflegerin, Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde, Lehrfrau.

Damit haben wir die wichtigsten landwirtschaftlichen Frauenberufe bereits genannt. Jede in der Landwirtschaft beruflich tätige Frau, sei sie nun einfache Wirtin, früher vielfach Mamsell genannt, oder sie sei Erzieherin des landwirtschaftlichen Nachwuchses, muß erst einmal in der praktischen Lehre die persönliche und sachliche Eignung zum landwirtschaftlichen Beruf nachgewiesen und in der Haus-Werkprüfung bekräftigt haben. Aber auch jede Siedlerfrau soll künftig diese Ausbildung durchmachen. Schon jetzt werden bei der Auswahl der Siedler solche Anwärter bevorzugt, deren Frauen eine landwirtschaftliche Lehre nachweisen können. Das wird später allgemein der Fall sein.

II. Die Staatliche Haus-Werkprüfung.

Sie ist der Abschluß der Oberstufe der bäuerlichen Frauenschule. Wer ländliche Haushaltspflegerin werden will, muß sie ablegen, ebenso die landwirtschaftliche Lehrerin. (Zur Zeit gelten für die ländlichen Haushaltspflegerinnen noch die alten Bestimmungen, nach denen sie ausgebildet werden können.) Für die ländliche Haushaltspflegerin folgt noch eine ein- bis zweijährige Praxis (Berufspraktikum), dann wird die staatliche Anerkennung als landwirtschaftliche Haushaltspflegerin erworben. Die landwirtschaftliche Haushaltspflegerin kann in großen landwirtschaftlichen Betrieben die selbständige Leitung ganzer Abteilungen übernehmen, also etwa für die Molkerei eines Gutes, für das gesamte Hauswesen usw. verantwortlich sein. Die praktischen landwirtschaftlichen Betriebe, die den bäuerlichen Frauenschulen angegliedert sind, haben regelmäßig landwirtschaftliche Haushaltspflegerinnen zu ihrer Leitung. Wenn diese Pflegerinnen auch nicht die Schülerinnen unterrichten können, so haben sie doch ihre praktische Anleitung in der Hand. Das macht die Arbeit der Haushaltspflegerin so vielgestaltig und lebendig.

III. Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde.

Sie muß alle andern Ausbildungen bereits durchlaufen haben, bevor sie überhaupt zur Lehrerinnenausbildungsanstalt zugelassen wird. Also Lehre mit Haus-Werkprüfung, Werkschule oder bäuerliche Frauenschule, Oberstufe der Frauenschule und Staatsprüfung im bäuerlichen Haus-Werk. Eine vierjährige fachliche Vorbereitung ist also Voraussetzung für den Beginn der eigentlichen Lehrerinnenausbildung. Weiter sind zum Eintritt nötig: ausreichende Gesundheit (amtsärztliches Attest), guter Leumund (polizeiliches Führungszeugnis), Nachweis der arischen Abstammung, Alter von mindestens 19, höchstens 30 Jahren, mittlere Reife, Zeugnis der Direktorin der Bäuerlichen Frauenschule über die Eignung zum Lehrerinnenberuf.

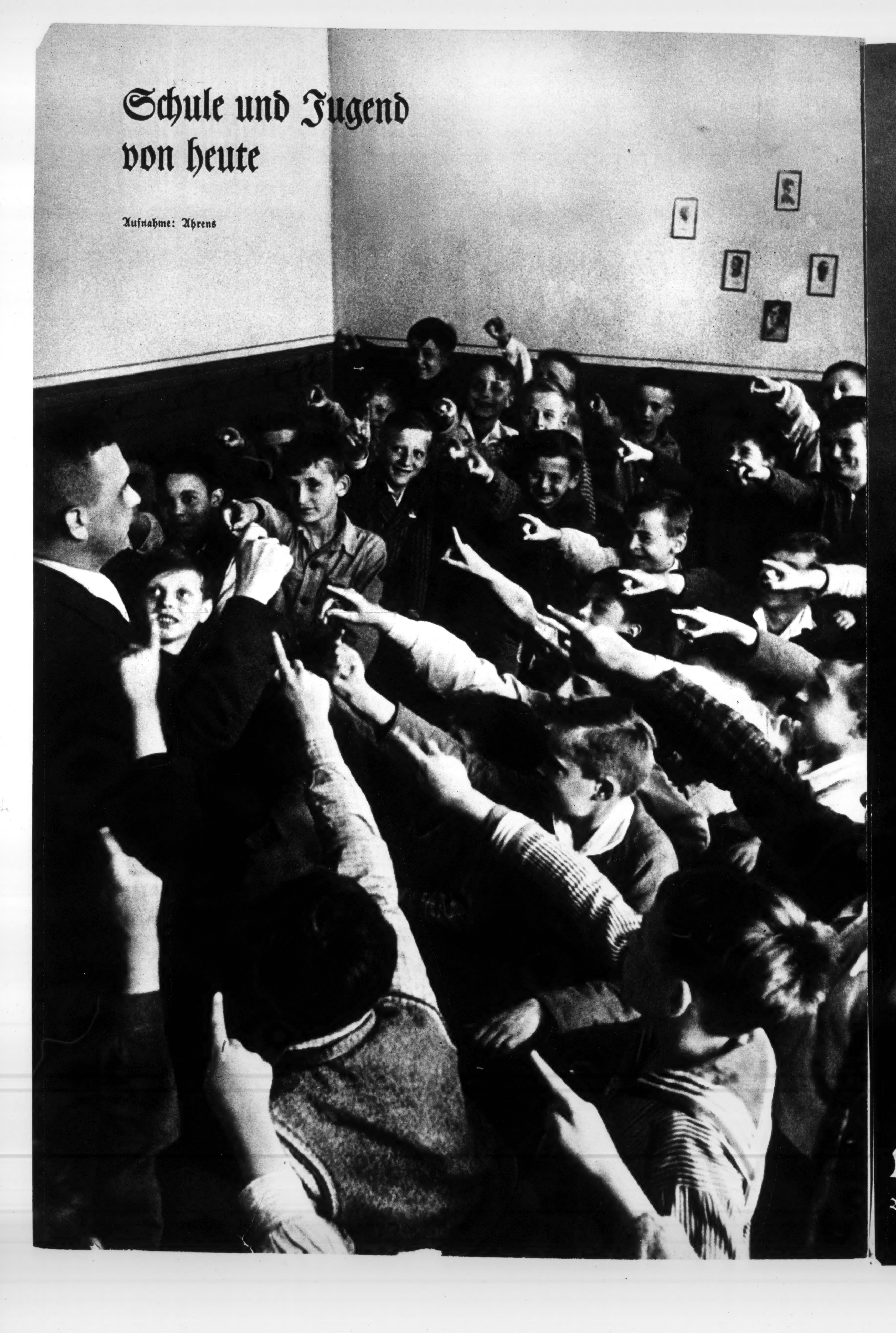
Die Ausbildung in der Lehrerinnenbildungsanstalt ist zweijährig. Sie gliedert sich in einen einjährigen theoretischen Lehrgang und eine einjährige pädagogische Ausbildung an bäuerlichen Werk- oder Frauenschulen mit vorwiegend pädagogischer Praxis. Die Ausbildung schließt mit einer Staatsprüfung, die den Anwärterinnen die Befähigung verleiht, an ländlich-hauswirtschaftlichen Fachschulen und Mädchenfortbildungsschulen zu unterrichten.

Wir sehen, die Anforderungen an die künftige Lehrerin der landwirtschaftlichen weiblichen Jugend sind sehr hoch. Sie müssen es auch sein, wenn die Schule alle ihre Ziele der Erziehung der künftigen Bäuerin verwirklichen soll, und ferner deshalb, um nur die besten, die mit dem ernstesten und tiefsten Wollen zum Beruf zuzulassen. Der Beruf der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde ist außerordentlich vielseitig, umschließt er doch die gesamte Jugend- und Erwachsenenbildung des Dorfes. Das macht ihr Gebiet so groß, gibt ihr die weiten Gesichtspunkte und schafft ihr die Beglückung echter Berufsfreude.

Das Land braucht noch sehr viel gründlich vorgebildete Frauen. Allenthalben wird über den Mangel an wirklichen Führerinnen in der Landwirtschaft geklagt. Nicht nur in den Schulen braucht man sie, nicht nur in dem Siedlungswerk als Siedlungsberaterin, auch die zahlreichen landwirtschaftlichen Organisationen haben Mangel an gründlich geschulten leitenden Kräften. Die Berufsaussichten können deshalb als sehr gut bezeichnet werden. Es ist der Wunsch der Staatsführung, daß aus dem Land selbst die Führerinnen für die ländliche Frauenarbeit hervorkommen, daß also recht viele Jungbäuerinnen den Weg finden über die Ausbildungsmöglichkeiten hin zu dem Beruf der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Zuschriften nur an die Schriftleitung in Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.



Schule und Jugend von heute

Aufnahme: Ahrens